

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 2.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hesten;
vierteljährlich 21 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin, 18. Januar 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 41 $\frac{1}{4}$ M.

XVIII. Jahrg.

Gabriele.

Novelle von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

Nach ja wohl bleiben," entgegnete Arno, "da Gisela ihr mein Hiersein meldet. Auch wußte ich nicht, warum ich nicht ganz gelassen vor ihr stehen könnte, — gesehen, daß sie sich durch meine Gegenwart nicht etwa abhalten läßt, bei Ihnen einzutreten. Aber, liebe Mama, Ihr Sohn wird sich vor der Gräfin recht schlecht präsentieren! Schon längst ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß meine Reisekleidung in Ihrem Salon sich ganz niederträchtig ausnimmt! Sie waren nachsichtig, die Gräfin wird es weniger sein. Ich will doch heute noch in eine Kleiderhandlung gehen und mich angemessener ausstatten." Die Mutter lachte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte: "Das ist recht von Dir, mein Sohn! Wenn Du mir nur gestatten wolltest, auch etwas dazu beizutragen!"

Gleich darauf trat die Gräfin Erlach, gefolgt von Gisela, in das Zimmer. Arno erstaunte über die Leichtigkeit, mit der die vollendete Weltdame über das Wiedersehen hinwegkam. Wie man eine flüchtige Bekanntschaft begrüßt, warf sie ihm einen nicht unfreundlichen Blick zu, um sich mit großer Herzlichkeit der Haushfrau zuzuwenden und sogleich das Gespräch zu beginnen. Sie hatte Pelz und Kapuze draußen abgelegt, und erschien im außerlesensteinen Gesellschafts-Anzuge. Es sei bei ihr noch Vormittag, so berichtete sie, da sie erst um fünf Uhr einer Einladung zu Tische folgen wolle. Die Stunde bis dahin hoffe sie bei ihrer liebenswürdigen Tante zu bringen zu dürfen. Arno mußte sich eingestehen, daß sie erst jetzt zur ganzen Entwicklung ihrer Schönheit gelangt sei. Aber es schien ihm zugleich, als ob hinter all der angenehmen Form und Sicherheit etwas von kalter Berechnung stecke, ja sogar, daß ihre rasche Führung der Unterhaltung einen Grad von Unsicherheit verborgen sollte. Er selbst hatte gar nicht die Absicht, in ihrer Gegenwart den bloß schweigenden Zuhörenden zu spielen, sondern mischte sich getrost in das Gespräch. Es kam sogar vor, daß er sie dabei einmal Cousine nannte, was sie nicht überhören konnte und leichthin gelten ließ. Auch seine ungesellschaftliche Reisekleidung schien sie nicht zu beanstanden. Die Gräfin war auf ihrer Reise durch Italien, an der Seite ihres Gatten, häufig mit jungen Künstlern in Verkehr getreten, und zwar in den Bergen, in abgelegenen, malerischen Gebirgsnestern, wo sie sich an manches verschossene Wanderkleid ihrer Gefährten gewöhnt hatte. Und wenn nun zwei Leute einander begegnen, welche beide in Italien gewesen sind, so wirken die Namen Rom und Florenz auf sie wie freimaurerische Erkennungszeichen, und das Gespräch zwischen ihnen wird lebhaft, rauschend, zuweilen in seiner Ausschließlichkeit rücksichtslos gegen die übrigen Anwesenden. So weit gingen Gabriele und Arno freilich nicht, wenn auch jedes aus seinem Hinterhalt mehr heraustrat, als Absicht gewesen war. Die Mutter und Gisela fühlten sich auf's Beste unterhalten, besonders das junge Mädchen, welches zuweilen aufjubelte, wenn Arno auf irgend einen komischen Zug aus dem Volksleben hinwies.

Da brachte die Haushfrau das Gespräch auf Arno's Freund, den Maler Lambert, sprach von dem Unglücksfalle, den derselbe erlitten, und von den Verpflichtungen, die ihr Sohn für ihn übernommen. Die Nennung dieses Namens übte eine für Arno erkenbare Wirkung auf

Gabrielens Haltung aus. Doch that er, als ob er nichts bemerkte hätte, und auch die Gräfin zeigte gleich wieder ihre gesetzte Ruhe. Arno kannte die leidenschaftliche Verehrung Lambert's für Gabriele, er wußte, daß der

Maler ihr Briefe nach Deutschland geschrieben, deren einige auch von ihr beantwortet worden waren. Gelesen hatte Arno sie nicht, aber aus dem Glücksgefühl des Empfängers konnte er auf den Inhalt schließen. Er



Unschlüssig. Von L. Alvarez. — Siehe Seite 15.
Original im Besitz Ihrer Majestät der Königin Christine von Spanien.

wußte ferner, daß Rambert den Wohnort der Gräfin nur aus dem Grunde zum Aufenthalt gewählt hatte, um ihr Portrait zu malen, was ihm von ihr auch zugestanden worden war. Dies Alles vertheidigte Arno, um nicht etwa in eine Vertrauensstellung zu gerathen. In Gabrieles aber stieg der Verdacht auf, — ja er wurde ihr zur Gewissheit, daß Arno von diesen Dingen unterrichtet sei. „Kennen Sie Herrn Rambert schon längere Zeit?“ fragte sie.

„Er seit dem letzten Sommer, wo wir uns in den Sabiner Bergen fanden, nicht gerade um uns innigst zu befreunden, sondern unsere Mußestunden gemeinsam zu genießen.“

„Der arme junge Mann!“ sagte die Gräfin. „Ich habe nämlich vor zwei Jahren, da ich mit meinem Gatten in Italien war, seine Bekanntschaft gemacht. Mein Diener soll noch heute zu ihm gehen und anfragen, wie ich ihm etwa nützen könnte. In welchem Hotel sind Sie mit ihm abgestiegen?“

Arno nannte, ein wenig zögernd, den „Wilden Mann“, ein Hotel, dessen Namen weder die Gräfin noch Gisela je gehört hatten, welches Frau Steinberg aber als eine schmückige Spelunke kannte, eine Ausspannung, in der ärmere Marktstände ein Unterkommen suchten. „Nein,“ rief sie, vor Erstaunen in die Hände schlagend, „das geht zu weit! Da muß ich einsprechen! Einmal, daß Du in einer solchen Wirthschaft absteigst, und gar, daß Du Deinen Kranken nicht besser untergebracht hast. Er gehört in das städtische Hospital, wo er zum Besten versorgt werden wird. Ich nehme Dir den Kranken weg, und Doctor Homann wird mir dabei helfen. Keine Einwendungen, mein Sohn! Diesmal werde ich selbstständig handeln, auch gegen Deinen Willen!“ Sie lächelte bei diesen Worten, obgleich sie eigentlich ärgerlich war. Auch in Gabrieles Gesicht war ein Zug von lächelnder Genugthuung zu lesen, als sie sich gleich darauf verabschiedete.

Die Vermuthungen der Mutter über ihres Pflegeohnes entzagungsvolle Lebensweise waren begründet genug. Sein übermäßiger Stolz, in welchem er verschmähte, etwas zu empfangen, was er sich nicht durch eigene Arbeit verdient hatte, trieb ihn zu Entbehrungen, die seinen Umgebungen in Italien auffielen. Man schüttelte den Kopf über einen jungen Mann, der, wie Manche wußten, in wohlhabendem Hause erwachsen war und doch auf jedes Behagen verzichtete. Wovon lebte er eigentlich? fragten wohl diejenigen, die ihn näher kannten. Die kleinen Aufsätze, welche er in gelehrtie Zeitschriften nach Deutschland schickte, konnten ihm doch kein genügendes Einkommen bieten! Und wie machte er es möglich, für besondere Fälle immer noch ein Scherlein zurückzulegen? Er lebte freilich sehr frugal. Wie dem italienischen Landbewohner, genügte ihm oft ein Stück trockenes Brod und eine Zwiebel, oder ein Apfel für den ganzen Tag. Wurde er beim Beziehren einer solchen Mahlzeit ertappt, dann lachte er und behauptete, diese Kost sage ihm am meisten zu. Es kam vor, daß wohlhabende Freunde, die das nicht länger mit ansehen mochten, ihm Anerbietungen machten, seine Lage zu verbessern. Aber in einer Empörung, die bis zu zornigster Abwehr wuchs, wies er ein solches Entgegenkommen zurück, und man mußte ihn eben laufen lassen. Nachdem er sich dann eine Reihe von Jahren im Süden so, man kann sagen, durchgehungert hatte, mußte er an die Heimkehr denken. Dafür hatte er seit langer Zeit kleine Münzen, Stück für Stück, bei Seite gelegt, bis er das Reisegeld beisammen glaubte. Um Rambert's Kasse war es zwar besser bestellt, da er den Erlös für ein Portrait in der Tasche hatte, bei seinem körperlich elenden Zustande aber konnte er nichts dagegen einwenden, daß Arno den „Wilden Mann“ zum Unterkommen wählte. Der Maler war nun bereits durch Doctor Homann's und seines Collegen Hülfe in das Hospital aufgenommen, wo man ihn, wenn auch nicht so bald, als die jungen Männer erwartet, doch völlig herzustellen hoffte.

Als Arno Horst am Tage nach seiner Heimkehr in das Zimmer trat, sahen ihn die beiden Damen mit Befremden an, Gisela brach sogar in ein lautes Gelächter aus. „Was gibt es denn?“ fragte er. „Seid Ihr so erfreut über meinen neuen Anzug?“

„Wie der Tischlerlehrling bist Du angezogen, der manchmal zum Ausbessern in's Haus kommt!“ rief Gisela. „Nur daß der Jacob ein junger Bursche ist, bei dem man sich die Jacke gefallen läßt! Du aber, ein ausgewachsener junger Herr, — und in einer naturnahen Jacke!“ Das junge Mädchen sprang lachend um ihn herum und betrachtete ihn von allen Seiten.

„Mein lieber Arno,“ begann die Hausfrau ruhiger, „dies Kostüm kann unmöglich nach Deinem Geschmack sein! Geisteshoffen, Du bist in einer ganz untergeordneten und billigen Kleiderhandlung gewesen und hast Dir auch da wieder das Wohlfeilste ausgesucht, was zu finden war? Ich wünsche darin eine Aenderung und zwar zu Deinem eigenen Beste. Meinen Sohn will

ich, weder in meinem Hause, noch unter den Leuten, der Lächerlichkeit ausgekehlt sehen.“

Arno gab die Annahme der Mutter etwas verlegen, aber mit einer heiteren Wendung zu. Frau Steinberg verließ schweigend das Zimmer.

„Nein!“ rief Gisela, „wir wollen Staat mit ihm machen! Und ich will doch sehen, ob ich diesen Trotzkopf von Bruder, der im Lande der Schönheit alles Schönheitsgefühl preisgegeben hat, — ob ich den nicht herumtriebe? Denkst Du denn, daß ich mit Dir so über die Straße gehen werde. Arno, Du siehst schrecklich aus, und wenn ich zu wählen hätte zwischen Deiner Reisetracht und der heutigen vom billigen Manne, ich würde der ersten den Vorzug geben. Und jetzt höre: Du brauchst einen hübschen Anzug für gewöhnlich, einen eleganteren Gesellschafts-Anzug und einen Ball-Anzug —“

„Ball?“ rief Arno lachend dazwischen.

„Allerdings! Denn wie werden zusammen auf Bälle gehen, und Du wirst höflich genug sein, mit mir zu tanzen. Gabriele geht damit um, einen Ball zu geben.“

„Gabriele? Wie? und ich auf ihrem Balle?“

„Das versteht sich! Mama liebt Bälle nicht mehr, und so mußt Du ihre Stelle als mein Ballvater vertreten. Du fühlst Dich hoffentlich dadurch sehr geschmeichelt?“

Frau Steinberg kam zurück. „Wenn Du mit uns zusammenleben willst, mein Sohn, so wirst Du Dich wenigstens einigen unserer Wünsche anbequemen müssen.“ so begann sie. Ich will, daß Du dieses zur Verbesserung Deiner äußeren Verhältnisse verwendest. Es ist mein mittlerliches Recht, dies zu wollen, und es ist Deine Pflicht mir darin zu willfahren.“ Sie ergriff seine Hand und legte ein nicht leichtes Küßchen in dieselbe. Er zuckte zurück, schüttelte den Kopf, und seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen. Dann ging er zum Tische und legte die Habe nieder, mit einer Miene, als wäre ihm das kränkendste Unrecht geschehen. Die Mutter beobachtete ihn. Unruh und zugleich ein schmerzliches Gefühl überlief sie. Schweigend ging sie zu ihrem Fensterplatze, um zu verborgen, daß ihre Augen feucht wurden. Gisela blickte etwas verwundert von Einem zum Anderen. Dann sprang sie zum Tische, ergriff das Küßchen und stellte es mit rascher Hand in Arno's Westentasche. Und, eine Walzermelodie singend, umschlang sie den Bruder, mit dem Bestreben, ihn tanzen zu machen. „Ohne Umstände!“ rief sie. „Hast Du das Tanzen verlernt, so übe ich Dich ein zu Gabriele's Ball!“

Es wurde ihr nicht leicht, den Widerstreben nur von der Stelle zu bringen. Da plötzlich genügte ein Blick Arno's auf die Mutter, um die Scene zu verändern. Er eilte auf sie zu, sank vor ihr auf die Knie und bedekte ihre Hand mit Küschen. Sie aber, aufatmend vor Freude, griff mit beiden Händen in sein reiches Haar und drückte einen Kuß auf seine Stirn, während Gisela vergnügt in die Hände klatschte. Sie fühlten sich alle drei sehr glücklich: die Mutter, weil sie sah, daß er nachgegeben und sie noch Einfluß auf ihn hatte; Arno, weil er seinen Trost überwunden fühlte und Gisela, weil sie die beiden Anderen beglückt sah.

Es dauerte nicht lange, so ging Arno Horst nicht anders gekleidet einher, als alle übrigen jungen Herren und Jedermann, besonders die Frauen, fanden, daß er eine sehr gute Figur mache. Er selbst kam sich in kurzer Zeit wie ein neuer Mensch vor, wovon freilich die äußere Umnwandlung nicht die Ursache war. Daß er seinen Stolz einmal niedergelämpft, daß er dem Wunsche der Mutter nachgegeben hatte, brachte ihm ein Gefühl innerer Erlösung, welches ihn auch seinen Umgebungen und Verhältnissen besser Rechnung tragen ließ. In manchen Augenblicken tadelte er sich bitter über seine Zurückweisung, weil sie die Mutter schmerzlich berührt haben mußte. Er sagte sich, daß die Schule der Entbehrung, die er sich in einer Reihe von Jahren selbst auferlegt hatte, ihm nicht schaden könne, daß er aber, wenn er in widerspenstiger Abgeschlossenheit verharrte, zum Sonderling werden müßte. Ja er fürchtete, es in manchen Stücken schon zu sein. Das durste er aber nicht, wenn er, in die alten Verhältnisse heimkehrend, eine öffentliche Stellung einnehmen und von ihr aus künftig in höherem Kreise wirken wollte.

Kannte er doch bereits manche gelehrtie alte Vogelscheuche, die, bei anerkanntem Wissen, aber äußerlicher Vernachlässigung, als lächerliche Erscheinung unter den Leuten einherging. Er fühlte sich auch äußerlich freier, seitdem er sich innerlich nicht mehr verbergen mochte. Das Zusammenwohnen mit Rambert, der inzwischen als geheilt aus dem Hospital entlassen worden war, hatte Arno aufgegeben, und der Maler hatte keinen Einspruch dagegen gethan. Ihre Gemeinsamkeit war eigentlich nur durch die italienischen Umgebungen bedingt gewesen. Jetzt sahen sie einander seltener, da Jeder für sich beschäftigt war und ein innerliches Bedürfniß sie nicht an einander festhielt. Doch wußte Arno, daß Rambert ein Atelier gemietet und die Gräfin Erlach ihm die erste Sitzung zugesagt hatte. Inzwischen war Horst in seine

Heine Stellung am Museum eingetreten und rüstete sich zu einer größeren Arbeit, zu welcher er reichliche Studien vorwerthen konnte. Obgleich er nun nicht im Hause der Frau Steinberg wohnte, hatten sich die Seinen doch nicht über Vernachlässigung zu beklagen, denn täglich, — manchen Tag ein paar Mal, — zog es ihn dorthin, um Gisela's reizende Spötteleien auf sich zu locken, mit ihr über Kunst zu sprechen, sie darin zu belehren, ihr kluges Aufsehen, ihren lebhaften Geist zu bewundern, — oder auch nur mit dem fröhlichen Mädchen zu plaudern und zu lachen. Die Mutter hatte ihre Freude an dem Verlehr der Kinder und lachte selbst dabei mehr, als sie seit Jahren gelacht hatte. Das junge Mädchen übte bald einen Zauber auf Arno, dessen er sich bewußt war. Und doch liebte er sie nur wie der Bruder die Schwester, ja das kundigste Auge hätte keine andere Beziehung zwischen ihnen wahrnehmen können.

Nun war aber nicht zu umgehen, daß er auch der Gräfin Erlach seinen Besuch mache. Mit der Mutter hatte er über sein früheres Verhältniß zu Gabriele nicht wieder gesprochen, und Frau Steinberg mochte auch an überwundene Dinge nicht rütteln. Gisela jedoch, die in ihrer Arglosigkeit die schöne Gräfin bewunderte, drang darauf, daß er dem verwandtschaftlichen Verhältniß sein Recht gebe, denn Gabriele sei doch nun einmal seine Cousine.

Wirklich machte er sich eines Tages auf den Weg zu ihr, gerüstet mit allen Waffen des Stolzes, für den Fall, daß sie ihn allein empfangen, und ein Gespräch unter vier Augen über die Vergangenheit beginnen würde. Aber seine Waffen durften in Ruhe bleiben, denn sie war nicht zu Hause, und er konnte nur seine Karte abgeben. Dafür erhielt er einige Tage darauf bereits von der Gräfin eine Einladung zu einer kleinen Mittagsgesellschaft. Allergerlich wollte er ablehnen, allein die Vorausicht, daß er der Dame doch nicht völlig werde aus dem Wege gehen können, bewog ihn, anzunehmen. Er trat in einen ausgewählten aristokratischen Kreis von etwa fünfzehn Personen, unter denen er auch seinen Kameraden von Italien her erblickte, den Maler, der hier als Herr von Baistroff seine Rolle spielte. Rambert war in der That der Träger eines alten Familienamens, stammte aber von einer dunklen Nebenlinie, die ihm nichts als den Namen zu vererben hatte. Die schöne Wirthin kam Arno auf's Freundlichste entgegen und bot ihm die Hand zur Begrüßung. Dem Gäste aber konnte nicht wohl werden in dieser Gesellschaft; er fand die Unterhaltung öde, abgeschmackt, vielfach unverständlich, da er als Fremder all die persönlichen Beziehungen nicht kannte, auf welche man ansprach. Er wunderte sich über Rambert, der, obgleich eben so fremd, sich doch das Wort hin und wieder zu erobern wußte und lebhaft sprach. Horst erkannte in ihm den Maler gar nicht wieder, den er nur in der vertragenen grauen Zoppe und in den beispielhaftesten Verhältnissen gesehen hatte. Endlich überlief ihn die Langeweile bis zur Ungeduld, und er segnete den Augenblick, der den Aufbruch gestattete. Er sehnte sich nach Erholung, und wo war diese besser zu erwarten, als im Hause seiner Familie? Die Schilderung, die er den Frauen mache von den Genüssen, die er ausgestanden, den Unterhaltungen, die er angehört, erregten die Heiterkeit der Mutter, während Gisela, zwar auch lachend, doch immer wiederholte, so langweilig könne es in Gabrieles Gegenwart gar nicht gewesen sein.

Die Karnevalszeit hatte inzwischen begonnen, ihre Flut von Verstreuungen über die Stadt zu verbreiten. Arno Horst spürte davon für's Erste nur wenig, er lebte bei seiner Familie glücklichere Tage als jemals. Als er an einem Vormittag am Rande der Anlagen nach der Wohnung seiner Mutter ging, bemerkte er aus einem der heranrollenden Wagen ein wiederholtes Winken. Gleich darauf hielt der Kutscher, und als Arno schärfer zusah, erkannte er die Gräfin Erlach, welche ausstieg, und ihm ein Zeichen gab, näher zu treten. Sie grüßte kurz, und indem sie sich zu ihrer Gesellschafterin in den Wagen zurück wendete, rief sie: „Fahren Sie nur allein nach Hause! Ich dränge mich meinem Better, Herrn Horst, zur Begleitung auf, da ich etwas mit ihm zu besprechen habe.“ Der Wagen rollte weiter, und Arno, erstaunt genug, konnte nur durch eine stumme Verbeugung entgegnen. Die Gräfin aber nahm seinen Arm, als wäre das etwas Selbstverständliches, und lenkte in einen Fußweg des winterlichen Parkes ein. Der so Begünstigte hätte nicht gedacht, daß er sich mit Gräfin Gabriele von Erlach jemals Arm in Arm öffentlich werde sehen lassen, und war gespannt auf das, was sie mit ihm zu besprechen haben wollte.

„Ich komme von einer Sitzung aus Baistroff's Atelier,“ begann sie, — „hoffentlich der letzten! Er kann sich nicht genug thun an der Ausführung des Porträts, obgleich es ja längst fertig ist, — so fertig, als er es zu Stande bringen kann.“

"Ist es nicht ähnlich geworden?" fragte Arno.

"Ähnlich mag es ja sein. Andere, die es bereits gesehen haben, finden es vortrefflich. Aber mir gefällt seine Manier nicht. Es ist so etwas Blutloses, Verhimmeltes darin, — ich kann mir nicht denken, daß ich so aussche. Seine Manier mag immerhin Mode werden. Er hat bereits mehrere Bestellungen erhalten. Wenn ihm damit genügt ist, so soll meine Aufgabe erfüllt sein. War sie doch eine Art von Verpflichtung gegen meinen verstorbenen Gatten, und die Langeweile dabei will ich mit in den Kauz genommen haben."

"Aber Bastrow gehört doch sonst zu den recht unterhaltenden Leuten!" sagte Horst, an die letzten Worte anknüpfend.

"Das fand auch Graf Erlach, und ihm zu Gefallen stand ich es mit. Er hatte an den Späßen, lustigen Geschichten und Jodeln des jungen Mannes seine Freude, und da der Graf damals schon viel leidend war, gönnte ich ihm diese Freude. Sie kennen ja Bastrow genauer, — finden Sie nicht, daß er in Italien eigentlich sozusagen angenehmer war, als er sich hier giebt?" Gabriele wartete die Antwort nicht ab, sondern fuhr fort: "Ich verstehe nicht viel von der Malerei, aber ich bin überzeugt, er hat wenig Talent. Ihre Skizzenbücher, welche ich kürzlich bei Gisela durchblätterte, zeigen viel mehr wahres Talent."

"Oh!" rief Arno überrascht, "die Kleine hat Verath geübt? Ich selbst würde Ihnen diese Scherze nie vorgezeigt haben . . ."

"Davon bin ich überzeugt! Sie haben genug andere Gaben, um dergleichen als Nebensache zu betrachten, bei Bastrow aber vermisste ich es als die Hauptfache. Nun, für ihn ist es immerhin ein Glück, daß er durch seinen Namen zur Gesellschaft gehört."

Horst ließ unwillkürlich ein leises Räuspern vernehmen, welches Gabriele zu verstehen glaubte. Sie zog ihren Arm aus dem seinen und sah ihm in's Gesicht. "Ich irre mich hoffentlich!" sagte sie. "Sie haben nichts Verdeckendes in meinen Worten gefunden. Ein Mann, wie Sie, wird trotz seiner bürgerlichen Geburt stets zur Gesellschaft gehören, wenn, — er es in seinem Stolze nicht unter seiner Würde hält, zu ihr zu gehören. Es gibt aber Leute genug, die nur durch ihre Geburt das Recht haben, ihr zugeführt zu werden, und ihr Dasein dadurch zu fristen. Solche Elemente sind für die Gesellschaft oft lästig und beschwerlich, — ich weiß es nur zu gut. Aber sie machen zuweilen doch ihr sogenanntes Glück. Bin ich doch auch nicht viel anders, — zu diesem Glück gelangt! Ich mußte in meiner Jugend viel, — ja Alles opfern, um eine Stellung in der Gesellschaft zu behalten. Wenn alte Erfahrungen noch nicht völlig in Ihrem Herzen erloschen sind, — so werden Sie das verstehen."

Arno stupste, da sie mit rascher Wendung freiwillig auf ein Thema gekommen war, das er nicht mehr berührte wünschte. Und schnell, mit einem leichten Ausdruck von Spott in seinem Tone, entgegnete er: "Aber Frau Gräfin, wie sollten wir Beide uns über alte Erfahrungen unterhalten? Was ich in unreifer Jugend etwa erfahren habe, gehört mehr den humoristischen Erinnerungen an. Vergangen ist eben vergangen! Ich bin überzeugt, Sie sind ganz derselben Meinung."

Gabriele schwieg einige Augenblicke. "Nicht so ganz!" entgegnete sie darauf. "Doch für's Erste, — wie Sie wollen! Es ist auch wohl nicht die Stunde, — meine Meinung auszusprechen. Aber es muß noch geschehen, als Rechtsfertigung oder Selbstanklage, — kurz, ein ander Mal! Aber seien Sie, da sind wir schon in der großen Allee angelangt, die geradeswegs auf das Steinberg'sche Haus zuführt!"

Arno war nun doch beinahe neugierig auf die Bekanntnisse, die Gabriele ihm in Aussicht stellte. Sie aber hatte bereits wieder seinen Arm genommen und eine leichte Unterhaltung über den Ball, den sie geben wollte, angeknüpft, dazwischen lachend, daß sie in den tiefsten Schneen gerathen waren, da die Allee vorwiegend als Reitweg benutzt wurde. —

Zu derselben Stunde saß Frau Steinberg auf ihrem Fensterplatte bei einer Stickerei. Da blickte sie auf und fuhr fast zusammen vor Schreck. Es war keine Täuschung! Da kamen Arno und Gabriele die Allee herauf, Arm in Arm, dem Auschein nach in vergnüglichster Stimmung, — ja, Arm in Arm, wie sie Beide vor sieben Jahren vor sich gesehen hatten! Was war vorgegangen? Es war nicht Freude, mit der sie die Näherkommenden betrachtete. Da aber sprang Gisela lachend aus dem Nebenzimmer, wo sie gezeichnet hatte. "Mama!" rief sie, "läßt Dir den kostbaren Anblick nicht entgehen! Gabriele und Arno, — sie treten Bahn im Reitwege! Wer hätte den beiden diesen Nebermuth zugetraut? Nein, sieh doch Arno stampfen! Ach, und Gabriele's zartgewöhlte Füßchen fröhlich im Schnee!" Sie gab vom Fenster aus lachend Zeichen ihres Beifalls, während die Mutter ihnen in ernster Spannung entgegen sah.

Die Abenteurer traten bald darauf ein, und ließen

sich von Gisela's guter Laune mitnehmen. Auch die Haushfrau verwarf ihren Argwohn, als sie erfuhr, daß Gabriele nur kommt, um sie persönlich zu ihrem Ballo einzuladen. —

Die Vorbereitungen zu diesem Ballo wurden von Mutter und Tochter nun eifrig betrieben. Gisela tanzte wohl gern, gelangte aber nur selten zu diesem Vergnügen, trotz der günstigen Verhältnisse ihrer Mutter. Frau Steinberg war nicht mehr in den Jahren, wo man rauschende Geselligkeit liebt, und auch um ihrer Gesundheit willen zu einer ruhigen Lebensweise verpflichtet. Sie lebte mit ihrer Tochter, mehr abseits des geselligen Treibens, in einem engeren Kreise, in welchem sie Gisela doch alle gewünschte Freiheit gönnnte. Außer bei kleinen Familientänzen, zu welchen das junge Mädchen auch wohl allein fahren und wieder abgeholt werden konnte, hatte Gisela den Tanzplan noch nicht lernen gelernt. Sie war bescheidenen Sinnes, nahm fröhlich hin, was sich am geselligen Vergnügen bot, ohne nach solchen begehrlich zu sein, welche durch die Verhältnisse des Hauses schwer zu erringen gewesen wären. Um so größer war ihre Freude, jetzt einen vornehmen Ball kennen zu lernen, und zwar unter dem Schutz brüderlicher Begleitung. Auch Frau Steinberg war überzeugt, daß gegen diese Begleitung nichts einzuwenden sei, denn die Kinder waren ja Bruder und Schwester. Der Einzige, der dem Ballo gegenüber bedenklich blieb, und nicht ohne Kopfschütteln an seine Aufgabe denken konnte, war Arno. Es erschien ihm, wenigstens für sich selbst, höchst abgeschmackt, in einer ihm völlig fremden Gesellschaft sich unter den Tänzern sehen zu lassen, auch traute er sich für diese Kunst keine Fähigung zu, so sehr auch Mutter und Schwester ihn des Gegentheils versicherten. Dennoch beschloß er, den Seinen zu Liebe, Alles über sich ergehen zu lassen, und zeigte dem festlichen Abend entgegen. —

Die Gräfin Erlach hatte nicht übermäßig viele Einladungen ergehen lassen, dafür aber eine ausgesuchte Ballgesellschaft versammelt, welche sich durch die schönen, erhöhten Räume bequem vertheilen und bewegen konnte. Als Horst und Gisela eintraten, leistete doch mit einigem Herzschlagen vor all den fremden, musterten Blicken, eilte Gabriele ihnen mit Herzlichkeit entgegen. Arno konnte nicht umhin, die Wirthin des Festes außerordentlich schön und ihre Kleidung höchst geschmackvoll zu finden, so einfach dieselbe in ihrem schimmernden Weiß seinen Augen auch erscheinen mochte. Gabriele nahm Gisela bei der Hand, um sie in den Tanzsaal zu führen, und winkte Horst, ihr zu folgen. "Aller Augen warten auf Sie!" flüsterte sie lächelnd zurück, als eine Gruppe von Tänzerinnen den noch unbekannten Gästen neugierig entgegen sahen. Es war manch' hübsches, aber auch manch' herausforderndes Gesicht darunter, ja auch glänzende Ballseen, welche schon seit mehr als zehn Jahren ihr Tanzrecht beharrlich festhielten und es, vermöge ihres Namens und der Stellung ihrer Familie, noch länger zu vertreten hofften. Als die Gräfin ihnen das in Jugend und Annuth strahlende, mit Rosen geschmückte Mädchen zuführte, richteten sich viele kritische, musternnde, auch mißbilligende Blicke auf Gisela, die hier Niemand kannte und sich selbst unter lauter ihr Fremden sah. Von den Veteraninnen des Ballsaales schien die Parole unbedingter Ablehnung auszugehen. Dafür war Gisela aber sofort von einem Kreise von Tänzern, in Uniform und Trakt, umgeben und ihre Tanzkarte füllte sich schnell von oben bis unten. Doch war es für Gisela ein Trost, daß die Gräfin sie in der Obhut ihrer Gesellschaftsrerin, einer älteren Dame zurückließ. — Nicht so zurückstoßend wurde Horst von der tanzbaren Schar betrachtet, als er vorgestellt wurde. Einige Augen blickten ihm sogar mit recht leidem Wohlwollen entgegen, und man sah seine Forderung zu erwarten. Als er aber mit stummer Verehrung zurücktrat, verslog das Wohlwollen, und die Chorführerinnen wendeten ihm den Rücken.

Nun begann der Tanz. Gabriele, als Wirthin, trat nicht mit an, wollte es aber ab und zu einem Tänzer nicht versagen, sie einmal durch die Reihen zu führen. Sie ging durch alle Räume, von Gruppe zu Gruppe, überall mit ländiger Art die Unterhaltung födernd. In einer Pause stand sie Horst, allein und müdig in den Wirbel der Tanzenden starrend. "Rein, das dulde ich nicht, werther Cousin, daß Sie mir so im Hintergrunde bleiben!" begann sie. Wollen Sie nicht tanzen, so sollten Sie mir helfen, ein wenig den Wirth zu machen!"

"Den Wirth? Ich? In Ihrem Hause?" rief er. "Rein, Gräfin, das sind complicité Pflichten, von welchen ich nichts verstehe!"

"Dann sollen Sie sich wenigstens unterhalten. Nachher tanzen wir einmal zusammen. Aber jetzt kommen Sie!" Sie nahm seinen Arm und machte mit ihm plaudernd einen Rundgang durch alle Zimmer. Viele Lorgons wurden bei ihrem Vorüberschreiten zu den Augen erhoben, neugierige Blicke folgten, und hier und da stieckte man flüsternd die Köpfe zusammen. Die

Bevorzugung der Gräfin fiel auf, und — sollte vielleicht auffallen. "Ich werde Sie zuerst der alten Exellenz von P. vorstellen," sagte Gabriele. "Seien Sie ein bißchen artig gegen die Dame, und reden Sie mit ihr von Italien. Ihr Mann war eine Zeitlang Gesandter in Rom." Sie blieb mit Horst bei einer Gruppe älterer Damen stehen, stellte ihn vor und überließ ihn seinem Schicksale. Mit der alten Exellenz kam er dann in eine Art von Unterhaltung, und wenn die Dame von dem, was man sich in Rom ansieht, nur wenig wußte und vorwiegend von Personen aus der damaligen römischen Gesellschaft sprach, so hielt sie Horst doch für einen recht angenehmen jungen Mann, und auch die übrigen alten Damen schienen dieser Ansicht. Nach einer Weile war die schöne Wirthin wieder bei der Gruppe. "Meine Damen," begann sie, "ich muß Ihnen meinen Bruder schon wieder entführen. Da ist die Baronin von W., welche ganz ungeldig wird, ihn kennen zu lernen. Sie müssen mit dem Bruder der Baronin, Legationsrath v. S., zu gleicher Zeit in Athen gewesen sein, lieber Horst, kommen Sie und erzählen Sie der Schwester etwas von Ihrem damaligen Verkehr!" Sie nahm Arno's Arm und führte ihn fort.

"Aber ich habe keinen Legationsrath v. S. in Athen kennen gelernt," entgegnete Horst.

"Ist auch nicht nötig! Erzählen Sie der Baronin nur von gemeinsamen Ausflügen durch Griechenland. Der Legationsrath kann Sie nicht widerlegen, da er vor einem Jahre gestorben ist."

"Aber wozu denn eine solche Komödie?" fragte Arno, beinahe lachend.

"Nun, um der Unterhaltung willen! Sie müssen mir darin zu Hülfe kommen!"

Als die Gräfin mit ihrem Cavalier das Zimmer verlassen hatte, wurde in der Gruppe eine Stimme laut: "Wer ist eigentlich dieser Herr von Horst? Er erscheint, so viel ich mich erinnere zum ersten Male in der Gesellschaft."

"Ja, und es ist ein wenig auffallend, daß die Gräfin ihn mit Auszeichnung und wiederholt ihren lieben Cousin nennt, sowie sie auch das junge Mädchen, seine Stiefschwester, als ihre Cousine bevorzugt. Wer ist eigentlich dieses Fräulein von Steinberg?"

"Die Steinbergs sind eine bürgerliche Familie!" sagte plötzlich eine tiefe Stimme. Sie gehörte einer hochgewachsenen, sehr entschieden blidenden Dame, Frau Generalin v. Z. genannt, welche eben vom Saal zurück kam, wo sie sich überzeugt hatte, daß ihre beiden Töchter auch wirklich tanzten. "Wir waren mit den Steinbergs eine Zeitlang Gutsnachbarn und standen in recht gutem Vernehmen mit ihnen," fuhr sie fort, indem sie Platz nahm. "Aber dieser, — von Horst, ein Stiefbruder des jungen Mädchens? Nicht doch! Die Frau Steinberg war nur einmal verheirathet. Doch da fällt mir ein, — richtig, der verstorbenen Steinberg hatte ja einen kleinen Gärtnerjungen so gut wie adoptiert! Das muß dieser Herr Horst sein!"

"Wie? Was? Ist es möglich?" riefen verschiedene Stimmen.

"Und dann, — wie war das doch?" fuhr die Generalin fort. "Es muß sogar einmal so etwas wie einen kleinen Roman gegeben haben zwischen Horst und Gräfin Gabriele, da sie noch ein junges Mädchen war!"

"Die Gräfin Erlach? Ein Roman? Mit einem Gärtnerjungen? Erzählen Sie!" so tönte es im Flüstertone um die Generalin. Diese legte den Finger auf den Mund und wendete sich prüfend um. Als sie sich überzeugt hatte, daß die Wirthin das Zimmer verlassen hatte, hielt sie im Flüstertone einen Vortrag, der die aufmerksamsten Zuhörer fand. Nicht lange darauf trennte sich dieser Kreis, und jedes Mitglied fühlte das Bedürfnis, das eben Erfahrene, verändert, ausgeschmückt und übertrieben, mit Genugthuung weiter zu verbreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Gedankensplitter.

Ein Glück, das Dir nicht zugewandt,
Willst Du gewaltsam nun erjagen?
Das heißtt, Du willst mit Deiner Hand
Aus einem Kiezel Funken schlagen.

Albert Roderich.

Rädernd verboten.

Ein Winterspaziergang im Walde.

Von C. Altmann.

Ewer kennt nicht den vielbesungenen Zauber des Waldes zur schönen Sommerszeit, wenn die goldenen Sonnenstrahlen kaum das dichte Laubdach zu durchdringen vermögen, wenn es aus allen Zweigen singt und klingt und Schmetterlinge und Bienen um wütige Kräuter und duftende Blumen spielen!

Es rollt sich trotz der Buchen Krone,
Und über diesel rollt der Bach;
Die Trossel pfeift aus grünem Throne,
Es spielt der Wind im Orgeltone.
Im dicht verschlung'n Blätterdach.

Doch wie Wenige haben eine Ahnung von der wunderbaren Herrlichkeit des Waldes in dem glitzernden Winterkleide, von der schimmernden Pracht und märchenhaften Schönheit, die über dem schneebedeckten Forste ausgebreitet ruht, von dem vielfältigen Leben, das sich auch jetzt in den scheinbar erstorbenen Waldeshallen regt!

Es ist heute ein herrlicher Wintertag; siegreich hat die Sonne die Nebel zersprengt und blickt nun heiter und lachend vom blauen Himmel hernieder, als freue sie sich über die winterliche Landschaft und die unvergleichliche Schönheit, die der Frost hervorgezahrt.

Wir durchschreiten den kleinen Borgarten, dem man es freilich jetzt nicht ansieht, welche reiche Blumenfülle er später entfalten wird. Die gütige Mutter Natur hat über unsre Psalmlinge, die wir schon vorzüglich dicht eingehüllt hatten, noch eine weiche Schneedecke gebreitet; sie liegen warm und wohlig in tiefer Ruhe und träumen von fröhlicher Lenzesprache. Aber dort, fast verborgen unter handförmigen, glänzend grünen Blättern, schimmern uns große weiße Blumen entgegen. Christ- oder Weihnachtsrosen sind's, die diesmal ihrem Namen Ehre machen und gerade zum Feste ihre herlichen Blumen eröffnet haben. Welch lieblicher Anblick! Mitten in fester Winterszeit, wenn die letzten Herbst-Asteri schon längst verblüht sind und die zarten Frühlingstinder noch nicht daran denken, ihre Röpfchen hervorzustreden, öffnen die schönen Blumen ihre weißen, roso angehauchten Kelche; goldglänzend leuchten die zahlreichen Staubgefäß, denen sich noch ein Kranz zierlicher, grüner Honiggefäßchen anschließt. Will uns die Blume schon an den kommenden Lenz mahnen oder an jenen unvergänglichen Frühling, der für die Welt in den Geburt des Heilandes anbrach, an die frohe Vorwelt, die der fröhliche Glaube früherer Jahrhunderte in die Worte kleidete:

Es ist ein' Ros' entsprung'n
Aus einer Wurzel zart;
Wie uns die Alten jungen
Von Jesse war die Art,
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

Auf dem Straßendammu mummeln sich zahlreiche dreiste Spatzen; dazwischen trappeln zierliche Hanbürlerchen, um hier und da ein Körnchen aufzupicken, denn eben hat ein mitleidiges Menschenkind der darbenden Vogel gedacht und ihnen etwas Futter hingestreut. Wenn doch recht viele große und kleine Kinder dem Beispiel folgen wollten! Dabei fällt uns die liebliche Sitten ein, die in Schweden herrscht, auch den Vogeln einen Weihnachtsbaum aufzustellen. Der Landmann holt aus der Scheune eine Garde mit vollen Lehren und befestigt sie unter dem Jubel der Kinder an einem langen Stock, den er in den besäumten Boden des Feldes stößt. Auf den Märkten der Städte aber sieht man zur Zeit große, mit Korn beladene Wagen; und die Leute eilen herbei und kaufen viel oder wenig, je nach Vermögen; aber auch der Arme ist oft willig sein Scherlein und befestigt das erstandene Achrenbündel an seinem Fenster oder vor seinem Hause. Wenn dann Scharen von hungrigen Gästen herbeikommen und lustig schnabelieren, freut sich Jung und Alt; die Voglein aber zwitschern so munter, als wollten sie sagen: Habt Dank, habt Dank!

"Zerr, zerr!" Klingt es da plötzlich vernünftig an unser Ohr, und dann folgen langgezogene, pfeifende Töne, bis das Viedchen mit einem fröhlichen Triller endet. Wer ist der wohlgemute Sänger, der auch bei Winterkälte nicht verstummt? Dort sehen wir ein winziges Voglein auf einem hervorragenden Zweige einer Gartenhecke; ein Baumkönig ist es, der lustig mit seinem in die Höhe gerichteten Schwanzchen wippt und seine Stimme so voll und laut ertönen lässt, als wollte er uns sagen:

Ein König bin ich vom Zaune,
Weiß nichts von Leid und Weh,
Hab' immer gute Laune,
Frag' nichts nach Frost und Schnee.

Eben hat er sein Lied geendet, da ist er spurlos verschwunden; er ist behend in die Höhe geschlüpft und so flink und rostlos in seinen Bewegungen, daß wir vergeblich versuchen, ihm mit den Augen zu folgen, und daß nur das leise Abstäuben des zierlichen Kleibanges der Zweige die Nähe des drolligen Zwerges verrät. Der Morgennebel hat diese schimmernde Pracht erzeugt und Alles rings um uns mit funkelndem Gefährde überhüttet. Jeder Zweig, jeder dürre Grashalm, selbst jedes Spinnengewebe, ist über und über mit seinen Silbersternen behängt. Das leuchtet und glänzt im Lichte der Sonne, das blau und strahlt gleich kostbaren Edelsteinen. Die weißstimmigen Birken, die den Weg zu beiden Seiten einlassen, sehen märchenhaft schön aus: Millionen von glitzernden Eisstückchen sind über die feinen, niederhängenden Zweige ausgestreut. Die Bäume vermögen kaum die blendende, duftige Herrlichkeit zu tragen, denn beim leisenste Lüftlaude fallen die zierlichen Eisnadeln zu Boden. An den Spänen der schlanken Zweige sehen wir schon die Ansätze der gedoppelten Blüthenknospen. Sie barren festgeklebt geduldig dem Frühling entgegen. Die Kälte kann ihnen und all' den anderen Blatt- und Blüthenknospen, die sich schon im Sommer und Herbst an Baum und Strauch gebildet haben, nichts thun; mögen sie auch äußerlich von Eis überzogen sein, der zarte Stein ist durch zahlreiche dichte Hüllen gesichert, zu denen Mutter Natur vorzüglich Seide, Wolle, Gummi, Harz, — lauter schlechte Wärmeleiter, — gewählt hat. So tragen die Pflanzen tiefs verborgen und sicher bewahrt in unscheinbarer Hülle eine reiche Lebensfülle in sich, die zu rechter Zeit von der Sonne wach gesetzt zu herrlicher Entfaltung kommen wird.

Der Feldweg, den wir eingeschlagen haben, führt uns allmählig etwas bergan, dem Walde entgegen. Unter Blid schweift über die glänzende, weihshimmernde Landschaft, aus der hier und dort, wo der Wind sein Spiel mit dem Schnee getrieben hat, das frische Grün der Saat hervorquillt. Nein, der Schnee ist kein Leichenhuch, unter dem die Natur tot und starr begraben liegt; er ist eine weiche, warme Decke, unter deren Schutz sie wohlgeborgen schlummert und dem Frühlingserwachen entgegentritt:

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehn,
Und lädt in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Vor uns liegt jetzt der Wald in wunderbarer Pracht und schweigender Majestät. Wir betreten die gewölbten Hallen, die von hochragenden, schlanken Stämmen wie von Säulen getragen werden, mit einem Gefühl frommer Ehrfurcht, denn unwillkürlich erheben sich unsre Gedanken zu dem erhabenen Baumeister des stolzen Domes. Bald leise flüstern, bald anchwelend zu starkem Orgeltone rauscht der Morgenwind in den Kronen, deren dunkles Grün einen wundervollen Gegensatz zu dem schneigen Weiß bildet. Auch in den Rüßen der rötlichen Stämme hat sich der Schnee abgelagert und zieht sich an der Weitseite wie ein Schleier bis zur Erde nieder, mit deren weitem Gewande er zusammenfließt. Hier und dort stehen graugrüne Wachholderbüsche mit stechend spitzigen Nadeln und schwarzen, blaureichen Beeren zwischen den Rüßen, oder Brombeergruppen rauscht sich über den Weg. Aus der Ferne klingt das heitere Gebräch vorüberziehender Krähen, die gierig nach Beute suchen; dann herrscht wieder feierliches Schweigen im Walde. Da tönt ein leiser Vogelzug an unser Ohr, gleich darauf ein zweiter, und bald vernnehmen wir auch antwortende Stimmen. Sie schallen aus einem Kieferbaum, aus dessen grünen Zweigen es uns rot entgegenleuchtet, bald hier, bald dort, bald leuchtender, bald schwächer. Wahrlieb, man könne meinen, es stände hier mitten im Walde ein Weihnachtsbaum, mit prächtigen rothen Äpfeln behängt, wenn uns die Vogelstimmen und die flatternde Bewegung nicht eines Besseren belehre. Wir verhalten uns ruhig und betrachten das liebliche Bild näher, froh, daß sich die schönen Vögel, in denen wir Kreuzchnäbel erkennen, nicht durch uns in ihrem harmlosen Treiben stören lassen. Hier tittert ein hochrot gefärbtes Männchen von Zweig zu Zweig, indem es den Schnabel wie ein Papagei geschickt zu Hülle nimmt; dort putzt ein Weibchen sein grangelbes Federkleid; andere sind eifrig mit den Vorbereitungen zu einer Wahlzeit beschäftigt. Wohl ist ihnen der Lich reichlich gedeckt, denn Zapfen gibt's in Hülle und Fülle, doch dürfen sie sich nicht die Rühe verdriessen lassen, die reifen Samen herauszulösen. Dabei leistet ihnen ihr seltsamer Schnabel, dessen Spitzen sich kreuzweise über einander legen, vor treffliche Dienste. Sie bohren die hakenförmig gebogene Spize des Oberkiefers unter die Schuppe, schieben dann den Unterkiefnabel nach und sprengen sie dadurch ab. Da die Samen der Kiefer im Winter ihre Reife erlangen, ist das scheinbare Wunder erklärlich, daß die schönen Strichvögel oft einen Haushalt gründen zu einer Zeit, wo die gesiederten Sänger sonst ein summierliches Tafelm trüsten, wenn sie nicht fern von der Heimat weilen. Gar funktvoll bauen die Kreuzchnäbel ihr napförmiges Nest und füllern es so weich und warm mit Nadeln, Moos und Flechten, daß dem Weibchen und den jungen Brut weder Schnee noch einige Stürme etwas anhaben können. Freilich darf das Weibchen wochenlang das Nest nicht verlassen; doch trägt der Gaite ihr und den kleinen treulich und unverdrossen Nahrung herbei und findet doch noch müßige Augenblicke, um ein frohliches Lied erschallen zu lassen. Einer frommen Sage nach begleitet der Segen des sterbenden Erlösers die Voglein durch's Leben und schützt sie noch im Tode vor der Verwesung; denn mitleidige Kreuzchnäbel sollen einst auf Golgatha sich eifrig bemüht haben, dem dornengekrönten Heiland die Nägel aus den Händen und Füßen zu ziehen und seine Stirn von den Dornen zu befreien. Mit der Unverweslichkeit hat es insofern seine Richtigen, als die Vögel, infolge ihrer harzreichen Nahrung, nach dem Tode mumienartig zusammenzurösten. Wir können uns kaum von dem freundlichen Anblide losreißen, der nicht Bielen zu Theil wird, denn die Kreuzchnäbel kommen nicht alljährlich, sondern nur, wenn ein besonders reicher Segen an Zapfen sie zum Aniedeln bestimmt. Und wahrlich, überreif sind die Kiefern mit den harzigen Zapfen beladen; wir sehen sie in allen Größen und Stufen ihrer Entwicklung neben einander, klein und grün, fest geschlossen und bereits geöffnet, und das kann uns nicht Wunder nehmen, denn die holzigen Zapfen bedürfen achtzehn Monate, um zu reifen.

Rechts vom Wege zieht sich jetzt eine junge Kiefernschonung hin und gewährt uns ein neues reizvolles Bild. Zwar ist der feenhafte Kiefernhang schon sehr gewachsen, aber der weiße Flausch des Schnees lagert noch auf den schön gewachsenen Bäumchen und gibt ihnen oft ein abenteuerliches Aussehen. Manche tragen nur weiße Kappe, andere kurze Fäschchen oder lange, wallende Mäntel, doch alle bilden gar drollig und niedlich aus der weißen Hülle hervor. Zugleich drängt sich uns recht augenfällig der Gegensatz zwischen den knorrigen, unregelmäßig sich verzweigenden alten Stämmen mit ihren flach gewölbten, lichten Kronen und zwischen dem kerzengeraden jungen Holze auf. Kann man sich etwas Regelmäßigeres denken als diese jungen Föhren mit ihrer quirlförmigen Aufstellung und dem schlanken, pyramidenartigen Wuchs? Sie werden etwa zehn Jahre alt sein, denn alle Nadelbäume tragen ihren Taufstein bei oder auf sich; wir brauchen nur die Anzahl der Astspitzen zu zählen und bei älteren Bäumen etwa drei bis vier Jahr am unteren Stammende hinzuzurechnen, um das Alter zu bestimmen. Gar viele von diesen jungen Kiefern würden hübsche Weihnachtsbäume gegeben haben; sie eignen sich prächtig dazu durch ihren schönen, ebennäßigen Wuchs und sehen mit ihren langen, blaugrünen Nadeln, die immer gepaart stehen, recht stattlich aus. Aber wenn die Wahl vergangen ist, bevorzugt doch meist die furznaeligen Verwandten der Kiefer, die Fichte oder Tanne, zum Weihnachtsbaum.

Unser Spaziergang hat uns jetzt gerade in einen vorherrschend mit Fichten bestandenen Theil des Waldes geführt. Kerzengerade ragen die durch dichtes Gezweig oft verborgenen Stämme empor; sie tragen eine pyramidenförmige, zugewinkelte Krone; unter der Last des Schnees sind manche der langen, dünnen Äste tief niedergebogen. An einer sonnigen Stelle im Nadelwald steht ein allerliebstes Goldhäubchen, das einzig die Rüsen der Baumrinde nach allerlei Larven und Insekten durchdrückt. Aber auch sonst fehlt es den grünen Fichtenzweigen nicht an Winterbewohnern. Wir vernehmen das leise Wippen und Pfeifen der Kreisen, sehen Kleiber, Baumläufer und Finken, die sich oft zu buntgemischten Gesellschaften zusammenfinden, weil sich gemeinsam die Nahrungsforcen besser überwinden und

Hülfsmittel ausspielen lassen. Findet dann einer aus der Schaar einen reich mit Beeren belegten Strand, dann ruft er neidlos seine Kameraden und Schidalsgenossen herbei, um mit ihnen die Mahlzeit zu halten.

In dem Fichtenbestand, durch den wir auf beschneitem Blad dahinschreiten, stehen einzelne junge Weiß- oder Edelkästen eingesprenkt. Da haben wir die beste Gelegenheit, die Bäume, die gar oft mit einander verwachsen werden, zu vergleichen. Wie brechen einen Tannenzweig ab, deffen breite, glänzend dünkelgrüne Nadeln lamettaförmig nach zwei Seiten gerichtet und an der Spitze deutlich ausgerandet sind; wenden wir unser Zweiglein, so bemerken wir auf der blaugrünen Unterseite der Nadeln zwei weiße Streifen. Die Fichte oder Rothanne dagegen hat schwächer, fast vierlängige Nadeln mit scharfer, einfacher Spize; sie sind auf beiden Seiten glänzend grün und stehen meist fast gleichmäßig rings um den Trieb. An dem Fichtenzweig, den wir uns eben zum Vergleich gepflockt haben, hängt ein großer, glänzend brauner Zapfen, wie solche viele hier am Boden verstreut umherliegen. In einem Tannenwald würden wir vergeblich nach Zapfen suchen und keinen gefahrlos brechen können; denn dieselben ragen nur hoch oben in den Baumkronen wie aufgestellte Kerzen am Weihnachtsbaum empor, und bei der Reise fallen die Samen mit den Schuppen ab, sodass nur die nackte Zapfenspitze stehen bleibt. Rändern wir in der Nähe einen alten Tannenbaum, so können wir noch deutlicher sofort einen charakteristischen Unterschied zwischen beiden Nadelbäumen wahrnehmen. Die Fichten verhüllen oft ihren rötlichen, nach oben hin stark abfallenden Stamm völlig durch sehr dicht benadelte, bis zum Boden herabhängende Äste; sie machen dadurch einen schwermütigen Eindruck, während die Tannen, ein Bild füherer männlicher Kraft, an der Spitze des silbergrauen Stammes die starken Äste fast waagrecht in die Luft reden und eine unregelmäßige, schöne, dichte Krone von blaugrüner Farbe bilden.

Bei einer Biegung des Weges liegt ein kleiner, leicht überreifter Waldbär vor uns; er ist von Erlen und Birken eingefasst, aus denen eben, von unseren Schritten aufgescheucht, ein Feindsichwarm emporflattert. Schade, daß es uns nicht vergönnt war, die niedlichen, lebhaften Thiere zu beobachten. Dafür gewahren wir aber nicht fern von uns ein Rudel Rehe, die auf einen Augenblick ihre Ohren spitzen, dann aber fortfahren, an den Baumknospen zu knüppern; trauen sie uns nichts Böses zu, oder hat die Zeit der Roth und Entbehrung sie dreister und zutraulicher gemacht?

Außer Erlen und Birken mischen sich hier noch mancherlei andere Laubbäume in den Fichtenwald; sind sie auch ihres Blätterschmudels beraubt, so erkennen wir die verschiedenen Arten doch leicht an ihrem Stamm, ihrer Ast- und Knospenbildung. Nur eine alte, knorrige Eiche hat ihr weiles Laub, allen Herbststürmen zum Trotz, noch mit zäher Ausdauer festgehalten, als wolle sie auch hierin ein Bild der Kraft und Treue darstellen. Aber was ist denn das? Hoch oben in der malerisch zerrissenen, vielzähligen Krone schimmert es gelbgrün, als hätte sich ein Aal schon vorzeitig in ein Maiengewand gehüllt. Da fällt unser Auge auf ein gelbgrünes Zweiglein zu unseren Füßen, das wie aus starkem Leder gearbeitet scheint. Wir betrachten den seltenen Fund mit seiner gabeltheiligen Verzweigung, den knotigen Gelenken, den ganz randigen, etwas sickelförmigen Blättern, die in spärlicher Zahl einander gegenüber liegen, und nun haben wir die Königin des Räthsels gefunden, nun wissen wir, daß sich eine Mistel dort oben angesiedelt hat. Nur selten wählt sie sich eine Eiche zum Wohnsitz; häufiger finden wir sie auf Tannen und Kiefern, Ahorn und Pappel oder auf den Obstbäumen im Garten. Unsere alten heidnischen Vorfahren würden in ihrer Ehrfurcht zu dem Baume emporgeblieben, denn die auf Eichen wachsende Mistel waren dem Boden geheilig und standen in besonders hohem Ansehen. Sie galten als Mittel gegen Baumerei, Gifte und Krankheit und wurden unter besonderer Feierlichkeit von weisgekleideten Priestern mit goldener Sichel abgeschnitten; die heilige Pflanze sollte nicht den unjägeren Erdoden berühren und müsse deshalb in einem weißen Tuch aufgefangen werden. Einst aber hatte ein Pfeil aus dem Holze der Mistel den Tod des freundlichen, Segen spendenden Gottes Balder herbeigeführt! — Noch lange bewahrte die Mistel ihren Ruf als Arznei, ja noch heute wird sie in manchen Gegenden als Wohlseelmittel angewendet. Ihr außergewöhnliches Wachsthum auf den Zweigen der Bäume, ihr eigenartiges Aussehen machen es erklärlich, daß eine kindliche Phantasie sie mit Stämmen und Ehrfurcht betrachtete, meinte, ihr Same fiel vom Himmel hernieder und würde von den Göttern gepflanzt. Unsere nützliche Zeit hat den Strand seines Nutzens entkleidet; wir wissen genau, auf welche projaische Weise er auf seinen hohen Wohnsitz gelangt. Manche Vogel, besonders die Mitteldreheln, gehen den weißen Beeren nach und tragen die Samenkörner auf die Zweige der Bäume, wo sie unter günstigen Verhältnissen feiern, ihre Wurzeln durch die Rinde in das Mark hineinreden und sich mit der Zeit zu einem ansehnlichen Busch entwideln. Aber weder der Förster noch der Landmann sehen ihr gern; sie erblicken vielmehr in der Mistel eine zu dringliche Schmarotzepflanze, die sich auf Kosten Anderer ernährt und ihrem edlen Gießgeber ein trauriges Siechthum bereitet, wenn man sie nicht bei Zeiten mit allen Wurzeln aus der Holzschicht des Baumes ausdrückt oder als Radicallkur den frischen Ast mit seiner Bucherphlanze absägt, aus deren Rinde und Beeren Bogeleim bereitet wird. Nur in England ist der Mistel etwas von ihrem Ansehen geblieben; noch jetzt hängt man in der Weihnachtszeit einen Mistelzweig in dem mit Stechpalmen gehüllten Raum auf. Aber hüte Dich, schönes Mägdlein, unter den Zweig zu treten, damit nicht ein füherer Jüngling das Recht in Anspruch nimmt. Die einen Kuß zu rauben, denn diese Freiheit ist ihm dann noch alter Sitte gestattet!

Eben gedachten wir noch der Stechpalme und ihrer sinnigen Verwendung in England; da treffen wir sie, gleich dem Wolf in der Fabel, auf unserem Wege. Der stattliche Strand geöhrt einen gar schönen Anblick. Wie prächtig nehmen sich die lederartigen, glänzend grünen, welligen Blätter aus, die am Rande dornig gezähnt sind und wie ein Spiegel die Sonnenstrahlen zurückwerfen; wie leuchten die hochroten Beeren und lassen manche Vogel, besonders die Turteläuber, herbei, denen sie willkommene Nahrung bieten! Wir fügen einen Zweig der Stechpalme unserem kleinen weihnachtlichen Strauß hinzu und treten dann frohen Mutes den Heimweg an. Zu Hause wartet unser ein trauliches Zimmer, in dem der Weihnachtsbaum noch würzigen Tannenduft verbreitet und dessen behagliche Wärme uns nach dem Aufenthalt in der frischen, kräftigen Winterluft doppelt wohlthun wird.



Die neue Favoritin. Von Martin Giménez. — Siehe Seite 15.

Nachtrud verboten.

Ein Tag aus meiner Ehe.

Ein Brief-Fragment von E. Berg.

Es soll dies die Beweisführung sein, Liebling, daß es noch Frauen giebt, auf deren Wort man bauen kann, — schon heute erhältst Du den veriprochenen Bericht, veriprochen in jenen sonnigen, ferneren Tagen unserer gemeinsamen Mädchenseite. „Herr?“ rufst Du aus; ja, Mary, drei Monate bedeuten oft ein Leben, sie können uns wechseln und bilden und umgestalten . . .

Gestimmt Du Dich noch das letzten Julitages im Garten? Ich lag in der Hängematte, Du im Gras; wir plauderten, wie immer, wenn wir zusammen waren, von meiner demnächstigen Verheirathung, und Du meintest wieder, wie stets, daß dann unsere Freundschaft ihr Ende haben oder doch nicht mehr im Zenith stehen werde. Ich betrachtete dies mit aller mir zu Gebote stehenden Ueberzeugung; ich sagte, daß Freundschaft gleiche Rechte mit der Liebe habe, daß ich als Frau nicht anders wie als Mädchen fühlen würde, — ich wolle mir meine Individualität wahren, geistig unabhängig sein, nicht demütig und voll Entfaltung, — meine Devise heißt in allen Fällen Gleichheit.

So sprach ich und war doch gewiß eine glückliche Braut, die den Mann ihrer Wahl liebte. Erinnere Dich einmal der Situation: ich war erregt und docerte wie eine Philosophin, als plötzlich Großmutterchen neben uns stand. Ihre sonst so milden Augen hatten einen fast strengen Ausdruck, aber ihre weiche Stimme zitterte wie von verhaltemter Angst. Ihre Worte brachte ich Dir nicht zu wiederholen, sie werden Dir so unvergleichlich sein, wie sie es mir sind. So ernst, Mary, hatten wir uns noch nicht gefühlt, als zu dieser Stunde, da Großmama uns würdigte, ihre Geschichte zu hören.

Wir waren beide stumm geworden und konnten nicht lassen, daß unsere quälige, kluge Großmutter eins so ganz anders gewesen: wild und trozig, und daß auch sie nicht hatte eingesenken wollen, daß die Frau entsagen und dulden müsse, und daß sie daran beinahe gescheitert wäre für Lebenszeit . . .

Ich mußte sie ansehen und dann an den geliebten, verstorbenen Großvater denken; wie trug er seine Frau auf Händen, wie ehrengichtig und liebevoll war er, wie nachsichtig, feinfühlig und opferwillig sie, und wie war bei Beiden doch Alles so thener erlaucht!

Ich kam nicht zum Verständniß; Großmutter bat mich noch unständig, mich zu ändern, dann ging sie. In dieser Stunde war es, wo ich Dir das Versprechen gab, das ich heute erfülle.

Ich wollte Dir einen Tag aus meiner Ehe beschreiben, und Du solltest zwischen Großmama und mir entscheiden. Du solltest zwei Chor schen, die eine, in der beide Theile ihrer Rechte und Pflichten vollbewußt sind, und die andere, in der sich die Frau als der unfreiere Theil fühlt.

Ich komme nun zu Dir, mein Herz, — ich will objectiv schildern, Du selbst sollst die Richter ausspielen.

Noch einige Worte, bevor ich beginne.

Unsere Reise nach B. war sehr schön. Du weißt, daß meine Idee war, die Hochzeitsreise zu verlängern, doch Paul, der als Arzt während des ganzen Jahres angestrengt arbeitet und mit Menschen zusammenkommen muß, hatte kein Verlangen nach dem bunten Treiben einer langen Fahrt, und so reisten wir denn nach dem stillen, traulichen B. Man sagt, es sei sterbenslangweilig dort; ich muß gestehen, ich weiß es nicht, sogar die Zeitung, die Paul ziemlich gewissenhaft las, hätte ich gern entbehren können. Die Fahrt war herrlich, erzählten jedoch läßt sich wenig darüber; wir plauderten, lachten, lasen uns vor und fühlten, daß wir uns lieb hatten. Manchmal dachte ich an unser Gespräch und wunderte mich, daß ich so wenig Gelegenheit hatte, meine Ansichten über die Ehe zur Geltung zu bringen, trozig, wie ich es doch gewollt, auf meine Rechte zu pochen. Es ging abjekt nicht; mein Mann war so lieb, beanspruchte so wenig und war dankbar für Alles; ich hätte gern tausendmal mehr gethan, um von ihm zu hören, daß er mit mir zufrieden sei. Ich hatte ihn gebeten, mir dies jeden Abend zu sagen.

Wer mir prophezeit hätte, Mary, daß ich mich jemals einer Censur, sie sei auch welche sie sei, unterstellen würde! —

Von B. ging es in das neue Heim, und nun begann mein Wirken als Hausfrau. Leidt wurde es mir nicht gemacht. So eine neue Häuslichkeit ist wie eine Rajahne; sie muß erst geblüht und dann ununterbrochen beobachtet werden, sonst steht sie still.

Kein Mann war, nach seinen eigenen Worten, von den Talenten seiner kleinen Frau entzückt; nach wenigen Tagen begann schon ein geregeltes Leben. Paul ging ab und zu Abends ein Stündchen zu seinen Freunden, — unter uns: ich glaube, die Abreise vor dem Junggesellenleben war nicht völlig so groß, als wir immer meinten, — und kam dann gewöhnlich angeregt und heiter heim.

Aber, so sehr wir uns auch sonst stets ergänzten, — Paul traf mich verstimmt und heimwehkrank, wenn er zurückkam. Ging er, so unterhielt ich mich zuerst ganz gut, bald aber fühlte ich mich einsam, ich glaubte, sein fröhliches Lachen unter den Genossen zu hören, und mir kamen böse Gedanken. Ob ihm denn niemals einfiel, daß ich mutterseelenallein in der Wohnung saß, Heimweh nach dem Elternhause hatte und mich nach einem Liebesworte sehnte?

Ein Wort von mir, und er wäre nicht gegangen; ich selbst trieb ihn fort und hatte doch nicht die Kraft, die Consequenzen meines Thuns zu tragen. Trotz aller Mühe, es zu verbergen, merkte Paul meine Verstimmtung, und so verbitterte ich ihm die Erholungsstunde des Tages, welche ich selbst für nötig nach all seiner Arbeit hielt und doch so schwer ertrug.

Ich will Dir auch sagen, warum ich glaubte, ihm in solchen Momenten nicht genug zu sein. Meine Liebe schien mir tiefer, ich kannte die Liebe des Mannes von der des Weibes noch nicht unterscheiden. Was waren mit die Menschen, — die Welt, was galt sie mir! Gab es denn etwas, was ich nicht mit Freunden geopfert hätte für ein Lächeln von ihm! Und er fühlte es nicht, er bedauerte meine Verstimmtung und ging ein anderes Mal nicht minder vergnügt von mir fort. Auch unter Menschen mit Paul zusammen litt ich; mein Glück vertrug noch keine Zuschauer. Alles schien mir trivial außerhalb meiner Häuslichkeit. Ach, und tausend kleine und kleinliche Dinge fügten dazu, die mir das Leben verbitterten und die Paul nervös machten; er war oft grenzenlos erregt über derartige Störungen, und dann mußte ich ihn beruhigen. Nichts ging mir nach Wunsch, Mary! —

Als Braut hatte ich mit Pauls Einmischung in Haushaltungs-Angelegenheiten verbeten, ihm gefragt, er sollte niemals in die Küche kommen, — jetzt holte ich nur zu gern seinen Maß-

ein und war glücklich, wenn ich sein Gesicht hinter der Küchenthür hervorlugen sah.

Auße Wiese, der Tag, den ich Dir beschreiben will, bereitete sich vor, ja, er warf gleichsam, wie alle großen Ereignisse, seine Schatten voran.

Am Abend des gestrigen Tages schon sagte mir Paul, daß ich heute sehr früh aufstehen müsse, da Handwerker in das Schlafzimmer kämen, um Jalousien anzumachen. Nun kennst Du ja meine krauselige Abreise vor dem Frühstück; ich war einfach entsezt und weigerte mich auf das Entschiedenste so lange, bis — ja, bis ich eben nachgab.

Ich mußte also früh heraus. Zur Belohnung ging mein Gatte eine halbe Stunde mit mir spazieren; früher würde ich eine derartige Belohnung als tödliche Bekleidung angesehen haben, — tempi passati. Nach dem Frühstück wurde Paul zu einem Kranken über Land geholt, und er meinte, es könnte wohl vier bis fünf Uhr Nachmittags werden, ich möchte das Mittagbrot nur um diese Zeit einrichten . . .

Hast du begriffen: von acht Uhr bis fünf Uhr. — Kind, ist das nicht zum Katzenwerden, allein in der heißen Wohnung, und zur Gesellschaft nur das Mädchen und das Heimweh?!

Zuerst stürzte ich mich in sämmtliche Zimmer! Es blieb Alles, so hatte ich sie geordnet; alsdann hatte ich Bank mit Handwerkern und Bettelungen, und gegen Mittag ging ich in die Küche.

Wie unangenehm, kochen zu müssen, ohne eine Ahnung zu haben, wann serviert werden soll!

Hu, und die Huje und die Sehnsucht nach meinem Manne, und dann, ach, dann kam die Angst um ihn! Wie er sich quält und wie wortlos und selbstverständlich er es thut! Jeder liebt und schaut ihn, meinen Herzschlagmann! Ob er nicht tödlich ermattet ist von seiner Fahrt, und wie kann ich ihm nur helfen?

Halt, — ich wende meine eigene Medizin an, ich bin leichtsinnig und hole die letzte Flasche Champagner, für einen ganz anderen Fall bestimmt, aus dem Keller und stelle sie fort.

Was er wohl sagen und ob er sein Fräulein loben wird?

Wenn er nur erst läme, — dann wollen wir aber plaudern, den ganzen langen Abend . . .

Plötzlich zuckte ich zusammen. Ich habe ja den heutigen Abend vergessen, — es gilt den Abschiedsschmaus eines alten Freundes zu tiern, und Paul geht hin, muß hin, wie er sagt . . .

Nun, dann gehe, denke ich, und werde förmlich bitten; ich bin es ja jetzt gewohnt, den ganzen Tag allein zu sein, da werde ich ja auch den Abend hinbringen können! Bin ich schon so un interessant, daß ich mich selbst langweile? — ich war mir doch früher genug!

Ich hänge weiter diesen Gedanken nach, ich sage mir, daß ich anders handeln würde, als er, daß ich fühlen würde, wie elend mein Weib sei und tausend Freunde, — o Mary, verzeihe mir, aber ich habe es gedacht, verzeihe mir erst dann, wenn Du selbst daran bist, — tausend Freunde lassen würde, wenn er es wünschte! . . .

Was kann ihm an diesem Abend liegen; matt kommt er heim, neue Bestellungen harren seiner, er muß sich abmühen, und doch, — ich weiß es, er wird gehen.

Warum deutet er nicht daran, wie trostlos es ist, fremd an einem Orte zu sein, nur auf das Dienstmädchen angewiesen, und Beschäftigungen zu haben, die dem Geiste vollaus Zeit lassen, sich unnützen Grübeln hinzugeben!

Ich bin so unruhig und wechselseitig, — wie kann mir ein solches Leben erträglich scheinen! Da aber kommt meine Rettung, mein Verstand, das einzige Unbestechliche an mir, ermuntert sich und sagt errüttet: Du dummes, albernes Ding, rede nicht so ungereimtes Zeug! Untrüglich erscheint Dir das Leben? Denkt doch mal nach: warst Du denn jemals so glücklich, ahntest Du auch nur ein solches Glück! Daher schenkt Du Dich nach einem Wirkungskreise, da sagtest Du von selbstloser Aufopferung, und nun jammert Du wie ein Schulmädchen und zeigst Dich elend egoistisch! Weißt Du nicht, daß Dein Mann müde und abgepannt heim kommt und wahrlich lieber bei Dir gewesen wäre als draußen bei den Elenden und Siechen? Und Du willst schwören, weil er einem alten Freunde ein paar Stunden schenken will, einem, der ihm Freund war, längst ehe er Dich kannte? Ich meine, Du warst es, die stets der Freundschaft große Rechte eingeräumt und sie neben die Liebe stellte! Gleichheit, mein Herz, Gleichheit ist die Devise, die ich anzuerkennen bitte! . . . Noch viel, viel härtere Dinge sagte mir mein Verstand, und ich wurde ganz still und dachte nur: wenn Paul doch erst da wäre, ich möchte ihn nur sehen, dann soll er tot und vergnügt sein, und ich will es eben so sein! Meine Strafe soll darin bestehen, daß ich gerade diesen Tag aus meinem Eheleben für Mary schildere, — er demütigt mich wie kein anderer, und doch bin ich stolzer denn je! Ich will eine echte Frau werden, denn ich kenne jetzt den rechten Weg!

Spät Nachmittags kam mein armer, müder Mann heim. Meine kleine Überraschung erfreute ihn sehr. Wie rührend ist es, wenn ein Mann dankbar ist, — Du glaubst es nicht, — mich machte es ganz stumm.

Nach Tisch ruhte er, und dann war er so freundlich, mich noch ein halb Stündchen in die Luft zu führen. Flüchtig kam ihm sogar der Gedanke, bei mir zu bleiben; ich duldet es aber nicht, sondern sorgte dafür, daß er pünktlich zu seinen Freunden kam. Ich setzte mich dann an meinen Schreibtisch und begann meine Beichte . . . Inzwischen ist es spät geworden. Vielleicht kommt Paul bald, vielleicht noch lange nicht; ich hoffe, er ist heiter und bleibt als guter Freund bis zuletzt . . .

Wie dem auch sei: ich werde ihm ein fröhliches Gesicht zeigen, und das soll das Ende sein dieses einhamen und doch denkwürdigen Tages aus meiner Ehe.

Nachtrud verboten.

Die Kunst des Essens.

Gedanken über das Menu von Gregor Samarow.

II.

Die Zwischengerichte und der Nachtisch.

Durch das große Studi soll eine warme Entrée folgen. Mit dem Wort Entrée sind wir etwas in Verlegenheit. Es paßt eigentlich nicht für die Stelle, die es in der Tafel-Ordnung einnimmt. Wir möchten es deutlich lieber „Zwischengericht“ nennen. Die Mannigfaltigkeit der Auswahl ist hier unendlich und jedes Kochbuch bietet die warmen Zwischengerichte in großer Zahl. Hier sind stärkere Würzen am Platze; die eigentliche Sättigung ist vorüber, der complicierter Kleiz des Ge-

schmackes tritt in sein Recht, wie im kräftigen Mannesalter das Leben nach Weisheit und verschiedenen neuen Anregungen sich führt. Das Gebräu spielt sich zu, wird schärfer, geistvoller und wendet sich zu jener feinen attischen Polemit, welche einem leichten, zierlichen Zierentyp mit blühenden Tagen gleicht, deren schlanke Klingen nur röten, aber niemals verwunden dürfen.

Auf das warme Zwischengericht folgt das kalte, wie zum Beispiel Straßburger Posten, Aspics alter Art und dergleichen; auch Hummer mögen erlaubt sein, aber sonst nichts von Fischen.

Zu den beiden Zwischenessen sollte höherer weißer Bordeaux, wie Château d'Yquem, schwerer Rheinwein und herber Ungar serviert werden; auch jener wunderbar kräftige aromatische, leicht perlende Anjou-Wein, der in Deutschland so wenig bekannt ist, und der in den Königlichen Weinbergen von Württemberg in so hoher Vorzüglichkeit gezogene Muskateller.

Das Gespäch wird nun lebhafter und bewegter, es wendet sich zum Theater, zur Literatur, zur Kritik der Gesellschaft und findet in den edleren Aromen der schweren Weine die nothige Anregung der geistigen Spanntrakt.

Den Zwischenessen folgt der Braten. Zu diesem sollte bei größeren Mahlzeiten vorzugsweise Geflügel serviert werden; Poulet, Truthahn, Truthühner, Schnecken, Vecassinen, Rebhühner. Höchstens ein Rehrücken mag erlaubt sein. Dazu erscheint der Salat, dieses so vernachlässigte und so selten auftretende Meisterwerk der culinarischen Kunst.

Die verschiedenen süßen, scharfen und sauren Beigaben wechseln nach dem Geschmackston des Bratens.

Zu dem Braten sollten stets schwere Burgunderweine serviert werden. Der Geißmach ist allmälig geftigert und verlangt einen vollen Ton mit ansgeprägtem Erdarom. Wir würden mit dem Truthahn den edlen dünnen Chambertin, mit wildem Geflügel den rothen monsirrenden Saint Peray, mit Schnecken den poetisch duftenden Ermitage, mit Waffengeflügel den schweren warmen Romanee servieren.

Von der Höhe des Bratens herab senkt sich die Mahlzeit und daher müssen noch einmal alle kräftigen Gemüse zusammengefäßt werden, wie dies auch im Menschenleben an den Abhängen des kräftigen Mannesalters geschieht, wo noch ein leichter Hauch der leichten Jugend-Poësie im Herzen aufglüht.

Nun geht es abwarts zum leichten freudlichen Genuss der leichten Cappe, wie auch das Alter immer mehr zu den einfachen Freuden der Natur, zu mildem Wohlwollen gegen Welt und Menschen zurückkehrt.

Zu diesem Braten folgt noch das Gemüse in seiner reinen Gestalt, während es vorher schon seine Rolle in der Verbindung mit Fleischspeisen gespielt hat.

Zu diesem Zwischengemüse sind wesentlich zu wählen: Spargel, Artischocken, entweder ganz oder nur die Blüten, die allerfeinsten Kohlräben, wie der ja vorzüglichsten, den Spargel überbietende Scallion, Cardi &c. Alles nach der Saizon.

Alle diese Gemüse dürfen nur mit Salz und Wasser gekocht sein, müssen wohl abgeträufelt und heiß serviert werden, und wenn man auch, diesem oder jenem Geißmach oder Gebrauch nachgebend, irgend welche Sauce dazu servirt, so ist doch die eigentliche Beigabe nur frische Butter. Es ist eben der reine Naturgenuss des beruhigten und sozusagen für diese Mahlzeit alternden Gaumens.

Nach diesem Gang solle in kleinen Gläsern das Edelste serviert werden, was der Keller aufweist, weil es eben hier nicht mehr um die Sättigung sich handelt, sondern nur um eine leichte Anregung des Geißmaches, welchem nur das Feinste und zugleich auch das Leichteste geboten werden soll. Wir würden zu dem Gemüse ganze immer einen Château Lafitte oder einen Château la Rose grand cru wählen, dessen Duft sich ganz besonders harmonisch mit den zarten und reinen Geißmachstönen der frischen Gemüse verbindet. Wir wollen damit durchaus nicht manche vorzüllichen Gerichte: Kohl mit Hammelfleisch, Sauerkraut mit Eisbein &c. aufzustellen; aber Alles zu seiner Zeit und an seinem Platze, — jene ausgezeichneten Dinge gehören zu einem einfachen, häuslichen Mittagessen und nicht für eine zusammengezogene Mahlzeit in großem Stil. Freilich lassen sie sich auch in der verfeinerten Küche herstellen, — so würden z. B. am hauptsächlichen Hofe, der sich sowohl durch seine vorzülliche Küche, als durch seine Arrangements der Tafers auszeichne, häufig solche Versuche gemacht. Das Irish Stew z. B., diese Naturspeise der Irlander: Hammelfleisch, Kartoffeln und Zwiebeln, würde in einer Tafeltenform in der Weise gedünstet und in derselben serviert, daß kreisförmig in regelmäßigen Wechsel Rindfleisch, Kartoffeln, Hammelfleisch und Zwiebeln arrangiert waren, wodurch das sonst wenig ansehnliche, aber außerordentlich wohlschmeckende Gericht in eleganter, kosthüger Form erscheint.

Außerdem lassen sich auch andere Gemüse in der Form der Macédoine in elegantester Erscheinung auf die Tafel bringen, dann aber gehören sie an die Stelle der warmen Zwischenessen und müssen auch dort auf der Tafel-Ordnung erscheinen.

Streitig ist die Frage, ob Butter und Käse nur nach dem Gemüse vor allen süßen Sachen oder ganz zuletzt am Schlusse der vollen Mahlzeit folgen soll. Wir möchten uns für die französische Sitte erklären, nach welcher alles Gesalzene zuvor abgedroschen wird, bevor man zum Süßen übergeht. Butter und Käse wird also dort nach dem Gemüse serviert. Dann wird das ganze Service geändert, und die süßen Schüsseln beigemessen.

Es ist dies folgerichtiger, da, wenn einmal der Geißmach zum Süßen übergegangen ist, das Scharfe und Gejalzene sich nicht mehr harmonisch anfügt, umsonstiger, als man zu dem Käse, und ganz richtig. Keine pittoante Beigaben zu geben pflegt, wie Knabeschen, englischen Sellerie und dergleichen, die sich vorzugsweise den süßen Geschmackslösen nicht mehr anreihen lassen.

Die süßen Speisen sollen wenig zahlreich sein, ein Eis, vielleicht eine warme Schüssel, Früchte und Confect.

Junge und Magen bedürfen hier schon der Ruhe und das Dessert bedeutet eigentlich nur noch einen freudlichen Abschied von der schönen Tafelstunde, diesem Sonnenblid in dem Tage voll Arbeit und Sorge. Man soll dazu einen leichten Champagner oder auch die jetzt so vorzüglichen deutschen Schameweine, ein kleines Gläschen Portwein, Alicante oder Lacrima Christi serviren, um das Fruchtarom, das bei dem Dessert vorherrscht, zu unterstützen.

Mit dem Champagner wird, was wir noch bemerkten möchten, in Deutschland ein großer Missbrauch getrieben, indem er als ein Paradewein jung ist und lange vorher, bevor seine Zeit gekommen ist, auf der Tafel erscheint.

Wir wollen nichts weiter dagegen sagen. Es gibt ja

manche Tischgäste, die in dem prahlenden Mousseng einen Reiz finden, und besonders die Damen schätzen den köstlichen Schaum gern. Darum mag man mit dem Champagner früh beginnen und ihn denen geben, die Freude daran finden.

Die Franzosen nennen den Champagner nicht einen Wein, sondern ein „Getränk“, und servieren immer nur die allerleichtesten Weine, während die schwereren für Deutschland, die noch stärkeren für England und die aller schwersten für Russland präpariert werden.

Aber man sollte durch diese Spielerei mit der für die Verdaunung unbedingt schädlichen Kohlen säure die rechte Reihenfolge der Weine nicht unterbrechen und stören, damit diejenigen, welche zu essen verstehen, auch ihr Recht finden.

Was nun endlich die kleine Tasse Kaffee betrifft, welche einen vorzüglich Abschluß der Tafelstunde bildet, so sollte der Kaffee unbedingt in der Atmosphäre des Diners, also am Tische selbst, genommen werden, wenn man den wahren Genuss davon haben will. Bei größeren Mahlzeiten ist das allerdings meist nicht ausführbar, dann aber sollte man den Kaffee in kleineren Salons, am brennenden Kamin im Winter, oder im Sommer in Gartenzimmern mit lauschigen Blumengruppen servieren, damit die Gesellschaft sichtheilen und in behaglicher und ungezwungener Plauderei mit einander verleben kann.

Die Sitte, Liqueur zum Kaffee zu serviren, ist eigentlich irrational, da der Alkohol unmittelbar nach der Mahlzeit eine lähmende und hemmende Wirkung ausübt, während er etwa eine Viertelstunde vor Tisch die Magen-Reize anregt und stärkt. Aber es ist eine angenehme und freundliche Gewohnheit, durch einen guten Liqueur den Mund zu parfümieren, wie Monjelet sagt, nur sollte man die süßen Liqueure ausscheiden, oder ausschließlich den Damen überlassen, — ein edler Cognac oder ein Curacao sec bieten in ihrer kräftigen Reinheit allein einen wirklichen Genuss, wie eine lezte duftige Erinnerung an die gute Stunde, in welcher die Harmonie der Ernährung und des Geheimnisses den Körper und den Geist durchdringt und beide wieder für die Arbeit des Lebens erfreut und gefreutigt hat.

Die großen, endlohen Tafel-Ordnungen, die man im Mittelalter aufstellte, und die auch noch in späteren Zeiten vorkommen, wie z. B. ein fastindischer Ludwig's XVIII. ein Menü von zwei Drusen aufwies, sollten gänzlich verschwinden, — sie ermüden und erschaffen den Geist und den Körper, verwirren und verderben den Geschmack, während am Schlusse einer Tafel-Ordnung, wie wir sie eben sizzirt haben, ganz gewiß jeder Gast mit voller Überzeugung und aufrichtiger Dankbarkeit seinem Wirth eine „gesegnete Mahlzeit“ wünschen wird.

Verschiedenes

Nachdruck verboten.

Unschlüssig. Von L. Alvarez. Siehe die Abbildung, Seite 9. — „Was zögern Sie noch, Jacqueline?“ fragt Jouvert und hält nach der Hand der Geliebten; „bin ich Ihnen denn gar nichts wert? Ich, der ich seit Jahresfrist um Sie werbe!“ Oder steht Ihnen immer noch jener seife Soldatschreiber im Kopfchen, den man am nächsten Thermen zum Schafot geführt hat? — Er verdiente Ihre Liebe nicht, Jacqueline; er war nicht nur ein Verräther des Vaterlandes, sondern, was noch entwürdigender, ein Verräther an seiner eigenen Überzeugung. Vergessen Sie ihn, Jacqueline, — er war Ihrer nicht wert... Schauen Sie mir einmal in's Auge, schauten Sie mich ehrlich an! Ich liebe Sie aufrichtig, — wie oft soll ich es Ihnen sagen! Ich bin zwar kein reicher Mann, aber ich habe als Sekretär Treilhard's mein gutes Auskommen. Und Treilhard läßt mich nicht wieder los; er schlägt mich, weil ich es war, der am achzehnten Fructidor Barthélémy die Pistole aus der Hand schlug, die er gegen Treilhard erhob... Jacqueline, geben Sie mir Ihre liebe kleine Rechte, — für's Leben, — ja!...“ Und das erzährende Mädchen, das flöpfenden Herzens dem Rendez-vous gefolgt ist, strect zögernd das zierliche Händchen über die Marmorplatte des Tisches, und ihre lachrothen Lippen bewegen sich dabei leise und sacht. Ob sie das „Ja“ wiederholen?

Die neue Favoritin. Von Martin Gimenez. Siehe die Abbildung, Seite 13. — Es ist ein bedeutungsvolles Ereigniß für den ganzen großherzlichen Harem; die offizielle Einführung der neuen Favoritin in die Frauengrächer des Bey's. Seit Tagen schon geht ein geheimnisvolles Flüstern von Mund zu Mund, — man raunt sich Wunderdinge zu über die blendende Schönheit der jungen cälastischen Slatia, die Se. Hoheit der Bey am Neujahrsabend von den Adelstüm des Stammes Dub P'Ami als Geschenk erhalten hat... Und nun tritt sie ein unter dem betäubenden Tamtam und der Blechmusik der Scharwache, und über ihr dunkles Haupt einen sich zu einem flatternden Kranz die dressirten Tauben des Harems. Alle Augen richten sich auf sie; sie aber sieht wie gebannt unter dem Porticus, als würde sich ihr Fuß in diese fremde, goldstrahlende, von schweren Dünften durchhauchte Welt einzutreten...

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten.

Die Thierwelt als Verzierung. — Das Thier, wie es in der Natur vorkommt, ist stets ein lebendiger Beweis vom Schönheitsgefühl der Natur. Auch daß es Thiere gibt, die unser menschlicher Schönheits Sinn als entschieden häßlich bezeichnen, thut der Meisterschaft der Natur keinen Eintrag.

In rohen Culturständen werden einzelne haltbare Bestandteile der Thiere als Gierath verwendet: Klauen, Zähne, Hörner, Federn und dergleichen. Der Wilde schwächt sich mit Klauen und Zähnen, selbst mit ganzen Thierschädeln, er reift Muscheln an Schnire und hängt sie um den Hals; das Fell und die Hörner seiner Jagdbeute hängt er in seiner Hütte auf. In gesetzten Bünden wird man etwas wählerischer; da schickt sich's nur für den Jäger, höchstens Eberzähne und Geierklauen als Schmuck zu tragen; das Hirschgeweih erscheint als ästhetisch vollberechtigt nur noch in einem Försterhaus oder Jagdschloß; das Raubtierfell muß als Teppich dienen, wenn es im Hause Platz finden soll. Das ganze Thier als Leiche, auch wenn es noch so kunstvoll ausgebügelt ist, gehört nicht in's Wohnhaus, sondern in ein Museum; nur aus-

gestoppte Vögel dürfen allenfalls noch eine Ausnahme machen. Von unbearbeiteten thierischen Stoffen sind heutzutage nur wenige noch als Gierat vollberechtigt, wie etwa Vogelfedern, Muscheln, Perlen. Dagegen hat es der schöpferische Trieb des Menschen schon vor Jahrtausenden gelernt, in freier Nachbildung, im Ornament, das Thier zu einem Gegenstande der Verzierung, des künstlerischen Schaffens zu machen.

Wenn wir die Thierwelt als Handstätte ornamentaler Motive betrachten, so muß uns zunächst auffallen, daß die Höhe der Entwicklung, auf welcher die verschiedenen Thiergattungen stehen, gar keinen Einfluß auf ihren ornamentalen Charakter hat. Die niedrigsten wie die höchsten Thiergattungen sind unter Umständen zum Ornament geeignet. In den reichsten und feinsten Ornamenten der Renaissance finden wir Affen und Vögel, Schlangen und Löwen, Rose und Fische und noch vieles Andere als Ornament verwendet, fritz, die verschiedensten Thiergattungen. Eine Grundbedingung der Verwendbarkeit des Thieres als Ornament ist nur eine gewisse Gliederung seines Körperbaues. Thiere, bei welchen diese Gliederung weniger hervortritt, eignen sich deshalb aus weniger zum Ornament. So wird kein Mensch z. B. im Zweifel sein, daß unter den Vierfüßlern ein Bär viel weniger zum Ornament geeignet ist, als die winzige Spitzmaus, weil der Bär immer etwas Formloses ist, während die Maus schon allein in ihrem Schwanz ein ornamentales Objet bietet. Unter allen Hundsrassen findet man seine öfter als Ornament verwendet, als das Windspiel, das unter allen die feinste Gliederung des Körperbaues aufweist. Wegen ihrer unlästlichen Erscheinung wird man auch Kanine, Schweine, Robben, Walische vergleichbar unter den ornamentalen Thieren suchen, dagegen hat die Goliath z. B. das Vieh in höchst eleganter Weise als Ornament verwendet; sie hat auch aus dem Hosen und aus dem Geißbock etwas zu machen gewußt, ebenso wie die altägyptische Kunst aus ihrem einheimischen Schakal.

Sehr großer Einfluß auf die Verwendung der Thiere zum Ornament hat aber auch ihre symbolische Bedeutung, ihre Verwendung in Sage und Dichtung. Darum lehren gewisse Thiergattungen in allen Ornamenten wieder: Löwen, Pferde, Schlangen, Adler, Enten und Delphine. Sie sind für alle Stilgattungen die Lieblingsthiere geblieben, wie in der Sage und der Dichtung. Aus dem Reich der Vögel dürfen der Adler, der Schwan, der Falke, die Eule, der Pfau, der Hansahn, die Schwalbe, der Storch und die Taube zu nennen sein; bei all diesen ist schwer zu entscheiden, ob sie mehr ihrer charakteristischen Gestalt oder ihrer charakteristischen Eigenschaften zu Liebe ornamental verwendet wurden. Letzteres ist wohl wahrscheinlicher, denn man findet in Ornamenten auch Vögel, die uns ihres sonstigen Wesens wegen ziemlich gleichgültig wären. Doch muß hier noch an die reizende Erscheinung des Falcons erinnert werden, wie an die barocken Gestalten des Wiedehopfes und des Kransch.

Die Reptilien sind, — wenigstens die bekannteren derselben, — sämmtlich und sogar mit Vorliebe im Ornament verwendet worden. Wie häufig Schlangen, Eidechsen und Krotofibeln als Verzierung erscheinen, ist wohl allgemein bekannt; die Kröte dagegen, das ehrenwürdige Wappenthier des merowingerischen Königschaußes, ist seit den Tagen der romanischen Kunst etwas in Mißkredit gekommen, während sie eins besonders als Säulenjoch ungemein beliebt war.

Unter den Fischen wurde der Delphin schon erwähnt, welcher zwar naturhistorisch betrachtet gar kein Fisch ist, sondern ein Sängelthier, aber dessen ungeachtet hier als Fisch gelten mag. Die alten griechischen Fischermärchen haben dieses von der Natur schon draufth garug aufgestattete Thier mit einem reichen Kranze von Mythen umgeben, und alle Stilgattungen haben es freundlich in ihre Ornamente aufgenommen. Es gibt zwar noch monstrosere Fische, z. B. der stachlnahe Drachenfisch, der Mondfisch oder der Hornrochen; aber keines dieser Ungeheuer kann sich an Popularität mit dem Delphin vergleichen.

Auch den Insekten wirken Kräfer und Schmetterlinge hauptsächlich durch ihre Farbe. Erstere sind bekanntlich der Einfachheit ihrer Form und ihrer glänzenden Farben wegen Lieblingsgemäßte der Email-Arbeiten geworden. Die Heuschrecke, die sich auch nicht selten verwendet findet, wirkt mehr durch ihre farblose Form; Bienen und Ameisen haben zugleich eine symbolische Bedeutung. In der Regel sollen Insekten mit Blumen-Ornamenten vereinigt sein; denn ohne die Pflanze macht das Insekt immer den Eindruck von etwas Hungrigem, das sich verfolgen hat.

Jetzt wenn man in der Stufenreihe der Organismen hinaufsteigt, um so mehr nähern sich die animalischen Gebilde dem wirklichen Ornament. Das sehen wir an den Mollusken. Hier ist der eigentliche Thiersörper fast durchgängig ein formloser, mißgestalteter und mißfarbiger Klumpen; aber der Kunstmil der schöpferischen Natur hat diesem Klumpen ein Gehäuse verliehen, das an Glanz und Farbenpracht nicht selten mit den Edelsteinen, an zarter Schönheit und Phantasie der Form mit den Blumen wetteifert. Man könnte eine ganze Reihe von Schalthieren nennen, von welchen jedes als ein vollendetes, künstlerisch anmutendes Gebilde erscheint. Die Turriten, die Wendeltropfen, die verschiedenen Arten Turbo, die Kreisschnecken, Schildschnecken, Pilgermuscheln und dergleichen. Ein Paar dieser Gebilde müssen indessen besonders hervorgehoben werden. Das eine ist die Niesenmuschel, deren Schale mitunter ein Gewicht bis zu fünfhundert Pfund erreicht. Das gediegene, solide Material, aus dem diese Muschel besteht, ihre Verwendbarkeit als Gefäß, der weiße, warme Porzellanglanz ihrer Höhlung, und die schöne Symmetrie des stark ausgeprägten Reliefs auf ihrem Rücken gestalten es, sie ohne Weiteres als Ornament in ein architektonisches Kunstwerk einzusehen. Noch höher steht vielleicht die Murex genannte Muschel, welche einer ganzen Stilgattung als unerschöpfliches Hauptmotiv dient. Auch eines leider ausgestorbenen Schalthieres ist hier zu gedenken, des Ammoniten. Edler in den Formen als alle Uebrigen, zeigt er selbst in seinen versteinerten Resten eine bewunderungswürdige Farbtheit seiner Farben und reizenden Perlmuttenglanz, sowohl in den Räthen seines Gehäuses eine merkwürdig reiche Zeichnung.

So bietet uns die Thierwelt in allen ihren Gattungen eine reiche Fülle von ornamentalen Motiven. Den Gelegen einer gesäumten Kunstausstellung entsprechend, müssen über diese Motive durch das Stilgefühl veredelt werden, wenn sie Verwendung finden sollen. Wie stilisiert man nun ein Thier?

Man stilisiert es, indem man alles Gemeine, Niedrige, Gedrückte, Verkümmerte aus seiner Erscheinung hinwegläßt oder merkbar abschwächt; dagegen Alles, was einen großen Zug hat, was auf Leben und auf diejenigen Eigenheiten hinweist, die man

an einem Thiere hochschätzt. Man vergleiche z. B. den Löwen in einer Menagerie mit einem stilisierten Löwen. Keinem Künstler, der einen Löwen stilisiren soll, wird es einfallen, etwa seinen Bauch dicker, seine Beine plumper zu machen, seine Mähne zu verlängern oder seine Krallen verschwinden zu lassen. Im Gegenteil. Er wird das Thier schlanker, seine Glieder eleganter, seine Krallen grimriger, seinen Schwanz länger und seine Mähne zottiger machen. Und wenn der Löwe schlank würde wie ein Windspiel, so würde das dem Stilgefühl weniger schaden, als wenn er um ein Pfund zu fett würde. Und ebenso wird man, wenn ein Adler stilisiert werden soll, niemals daran denken, an der einzelnen Feder, — auch wenn der Adler die Größe eines Scheunenhofs haben sollte, — all ihre Häuserchen darzustellen, sondern jede einzelne Schwanzfeder wird ein breiter, wie mit dem Zirkel gezeichnete Streifen werden. Und wenn das eigene Stilgefühl unzureichend ist, so hilft zur Stilisirung immer die Geometrie, die Umrissschreibung des Thieres mit Lineal und Zirkel.

Sobald man aber, — und das war ja schon in den frühesten Zeiten der Kunstgeschichte der Fall, — die künstlerische Berechtigung der stilisierten Thiergestalt erkannt hatte, war es auch berechtigt, noch weiter zu gehen, die Thiere nicht nur umzugestalten, sondern auch zu kombinieren, verschiedene Thiergattungen zu verschmelzen. Man sah auf den Leib eines Löwen den Kopf eines Adlers, und es entstand ein ganz neues Thier: der Greif. Man verließ dem Krotofibeln einen Greifschwanz, Heldenmanschügel und Panthertatzen, — und man batte einen Drachen. Und als man erkannte, daß alle diese Veränderungen, möchten sie auch der Naturgeschichte noch so sehr in's Gesicht schlagen, dem Ornament nicht schadeten, wenn sie nur schön waren, fing man auch an, das Thier mit der Pflanze zu verbinden. Man ließ Thiergestalten statt der Staubfäden aus Blütenknospen herauswachsen; die Blumenknospe wurde zum Thierschwanz, der Schwanz des Drachen zum reich gegliederten, schön geschwungenen Geweige.

Und immer höher stieg man empor im Stufengange künstlerischer Freiheit. Man verband auch den Menschen mit dem Thiere. Die geheimnisvolle Sphinx ist das älteste dieser Menschenthiere; ihr folgten Centauren und Minotauren, Faune und Tritonen, Najaden und Sirenen. Ob bei diesen läufig und anmutigen Schönungen die bildende Kunst oder die Poësie vorrangig wissen wir kaum mehr zu entscheiden. Aber sie sind da; wir erfreuen uns an ihnen, sie werden immer wiederkehren, wenn auch in mancherlei, durch das wechselnde Stilgefühl bedingten Umformungen; sie werden auch immer vollberechtigt sein, sobald man sagen kann, daß nichts Anderes besser an ihrer Stelle wäre.

Max Haushofer.

Das Haus

Nachdruck verboten.

Etwas vom Gürtel. — Zu den Toiletten-Requisiten, welche sich vom fernsten Alterthume her bis zu unseren Tagen ihre Stellung gesichert und in historischer, wie in legendärer Beziehung eine Rolle gespielt haben, gehört neben dem Fächer in allererster Linie jedenfalls der Gürtel. Schon in der alten griechischen, römischen und asiatischen Welt war derselbe ein ebenso notwendiges, wie beliebtes Toiletten-Object. In besonders hohem Antezien stand der Gürtel im alten Hellas, wenn auch nicht allein als ein überaus nützlicher und zierender Bestandteil der Bekleidung. Der geheimnisvolle Nimbus, der ihn zu jenen Zeiten umgab, war die Veranlassung, daß ihm die übernatürlichen Kräfte und Eigenschaften zugeschrieben wurden, sowohl in dämonologischer wie in legendärer Bedeutung. So bekamen Menschen, welche nach dem heidnischen Volksglauhen in Ungehöriger umgewandelt wurden, diese Gestalt vermittels eines Zaubergürtels. Der Wollsmensch, der in ein solches gespensthaftes Ungetüm verzaubter Mensch, erhielt diese Thiergestalt durch das überwerbendes sogenannten Wollgürtels. Hera, die Stolze, schlang sich den goldenen Gürtel über das ambrosische, von Ahene gewirkte Gewand, um Zeus von Neuem durch ihre sieghafte Schönheit zu berücken. In dem wunderbaren Gürtel der Aphrodite waren alle, Herz und Sinne befreit, durch den Zauber vereinigt.

Dort war schmückende Lieb' und Schuft, dort das Getändel, dort die schmeichelnde Bitt', die auch den Weisen behört" —

Welch' hohen Rang der Gürtel in der Toilette der griechischen Frauen einnahm, davon gibt schon das Attribut „die Schöngegärtet'en“, welches ihnen von den hellenischen Dichtern beigelegt wurde, bereits Zeugnis.

Der Gürtel wurde gefertigt aus edlen Metallen, Silber und Gold, und mit kostlichen Steinen, schimmernden Perlen, seltenen Muscheln. Zudem, Thierzähnen u. s. w. belegt. Auch wurde er schon in frühesten Vorzeit mit allen nur edelkundlichen Stickereien, Borden und Schnüren verziert, so kostbar und prächtig, wie es den damaligen Trägerinnen nur irgend zu Gebote stand. „Dann sollst du den Gürtel, mit hundert Quasten umbordet“ — singt schon Homer.

Auch bei den römischen Schönen, von denen ja Alles, was griechisch war, nachgeahmt wurde, hatte der Gürtel seine Stellung und Bedeutung in der Toilette. Römische Beaute, vor Allem Militärbeamte, trugen einen rothen, aus Leder gefertigten Gürtel als ein Abzeichen ihres Ranges. Ebenso sieht man auf den altägyptischen Wandgemälden die Könige mit dem Gürtel geschmückt. Von ganz besonderer Wichtigkeit als Toiletten-Object war und ist der Gürtel bis auf den heutigen Tag im Orient.

Der jüdische Priester gürte sich mit der Leibbinde von Jesu und Wolle, die eine Länge von 32 heiligen Ellen haben mußte. Der erste Hohepriester Aron trug „den gestickten Gürtel von gesprenzter weißer Seide, gelber Seide, Scharlaken und Rosinrot“, wie der Herr Moses geboten hatte.

Die ersten Christen, die als Symbol ihrer Weltentzagung einen einfachen, grobwilligen Mantel trugen, hielten diesen in der Taille durch eine Schnur zusammen. Aus dieser einfachen Schnur entstand dann später der Gürtel (cingulum), das mit Stickereien verzierte und manchmal auch mit goldenen Schnüren belegte Band, welches die Alte der katholischen Priester zusammenhält. Ein Gürtel, bestehend aus einer breiten Goldborte mit hineingewebten grotesken Thiergestalten und silbervergoldetem, fleiblattförmigem Schlosse befindet sich auch neben der seitlichen Alte unter den Kronungs-Insignien der deutschen Kaiser, welche noch in der Schatzkammer der Hofburg in Wien aufbewahrt werden.

Wenn nun der Gürtel im klassischen Alterthume nicht nur ein Gegenstand der Bekleidung, sondern auch als Schmuck für Männer und Frauen einen hohen Werth hatten, so war die Schätzung dieses Gierats nicht minder hoch im Mittelalter.

Zärtlichen Zorn und sanfte Weigern, mutwilligen Zrost und troben Frieden, Lächeln, Wörchen und süße Thränen tropfen, abgebrochene Seufzer und sanfte Küsse: all' diese Dinge, denen sie Körper gab, obgleich sie keinen hatten, schmolz sie zusammen, häutete sie langsam an einem gelinden Zomer und bildete den so wundersamen Gürtel daraus, der sich um ihre schöne Seite schlängt", heißt es in Tasse's freitem Jerusalem von der zauberisch schönen Armida.

Bei den alten Germanen bildete der Gürtel ebenfalls eines der nothwendigsten Bestandtheile ihrer Tracht. Der Gürtel war es, welcher das einfache Gewand unserer Vorfahren, den Mantel oder Rock aus Linnen oder Thiersellen, zusammenhalten mußte. Es war dies ansfang zwar nur eine einfache Schnur oder ein Ledergürtel. Doch es wähnte nicht allzulange, so entwickelte sich auch bei unseren Vorfahren aus dem einfachen Leibgurte eines der luxuriösen Toiletten-reip. Schmuckstücke.

Diese Prunkgürtel waren von Leder, Brocat, Sammet, Seide und anderen kostbaren Stoffen gefertigt. Man verzogte sie ebenfalls reich mit Stickereien, Glasflüsschen, Perlen und Edelsteinen. Später wurden sie aus Erz oder Silber getrieben, reich vergoldet und mit Schellen und Glöckchen versehen. In den Gräbern hat man verschiedene solche Metallgürtel aus der Bronze-Zeit aufgefunden.

Eine besondere Art dieser aus vierseitigen Platten zusammengesetzten Gürtel war der „Dusing“ oder „Duchting“, der, mit Glöckchen und Schellen überzett, fast bis an die Knie herabging, und an welchem die Frauen im Mittelalter wie auch während der Renaissance, Fächer, Spiegel, Nachlässchen, ferner auch Taschen, Schlüssel, Kreuze, eine Schere oder Spindel sowie einen kleinen Dolch zu befestigen pflegten.

„Ein Gürtel golden umschloß den dunklen Scharlachrock, der weit umwölkte die Holden —“ liest man im Parzival. Ebenso erzählt Hartmann von Aue in seiner Dichtung „Ere“ von der liebreizenden Enite: „Dann Frau Enite ward ein spanischer Gurt herumgelegt, den jede Frau so gern trägt —“

Der Kunst des Goldschmiedes boten diese Gürtel, sowie die Gürtelketten und Gürtelsämmle reiche Gelegenheit, sich selbst-schönheitlich zu entfalten. In den Truhen und Kästen lagen diese wertvollen Gürtel neben den Spangen (Baugen), Halbketten und „Kathiglen“ reihenweise aufgeschichtet. Nicht selten diente der Gürtel auch als Geschenk für gute Bewirthung oder treue Mitterdienste. Doch nicht bloss als Bestandtheil des Frauenschmucks stand der Gürtel damals in großem Ansehen, sondern er war zugleich ein sehr wichtiges Object der ritterlichen Kleidung. Die Männer trugen ihn als Wehrgegenst., ebenfalls mit Schellen und Glöckchen verziert, bis dann später das eigentliche Degengehenk, die Degenkoppel, welche über die Schulter gelegt wurde, an seine Stelle trat.

Die Geschmackslinie des überfeineren achtzehnten Jahrhunderts mit seiner wiedererstandenen neugriechischen Frauentracht rief auch in dem Dasein des Gürtels noch einmal eine Glanzperiode hervor. Dann trat er für einen größeren Zeitabschnitt, wenigstens als dominirender Bestandtheil der Damen-Toiletten, mehr in den Hintergrund. In der Armee hat sich der Ledergürtel bis auf den heutigen Tag erhalten, ebenso wie das Dienstabzeichen der Offiziere, die aus Silber und Seide in den Bandesbarren gewirkte Schärpe. In der Mitte unseres Jahrhunderts verschaffte die lannische Thymann Mode dem Gürtel wieder eine bedeutende Stellung als Bekleidungsstück oder vielmehr Schmuckstück der Frauen und besonders der Kinder, aus deren Trachten er sich dann nicht wieder verdrängen ließ.

So hat der Gürtel, wenngleich er sich durchaus nicht von dem strengen Gesetze der Mode zu emanzipiren vermocht hat, doch durch alle Jahrhunderte hindurch vom klassischen Alterthume bis zur Gegenwart seine Stellung zu behaupten gewußt, ebenjowohl als ein wichtiges Requisit der Damen-Toilette, wie als ein folches der geistlichen und ritterlichen Tracht. In unseren Tagen vorzugsweise beginnt seine Herrschaft im Reiche der Mode wieder bedeutend ausgedehnter zu werden, nicht nur in Gestalt der nie ganz verschwundenen Schärpe von kostbarem Seidengewirkt, sondern ebenso sehr als fester Leder- und Metallgürtel.

H. Dehmke.

Kleine Rathshläge. — Die Decoration größerer Räumen, Pfeiler oder Nischen ist eine schwierige, aber auch eine lohnende Aufgabe, für welche man sich gern einer geringen Mühe unterzieht. Große japanische Schirme und Fächer sind stets sicher, Beifall zu ernten, was nun sollte dies nicht auch bei einem Deco-rativen Fächer eigner Arbeit der Fall sein? Zu seiner Herstellung bedarf man eines 68 Cent. hohen, 196 Cent. breiten Stückes brauen Papierpapiers, welches man mit größeren und kleineren Resten eleganter Tapeten beklebt; goldgemusterte, mit Streublumen verzierte, mit graziösen Ranken überdeckte Stücke lassen sich in wirkungsvoller Weise zu einem gefälligen Ganzen ordnen. Zu 24 Cent. Höhe vom unteren Rande steht man einen Streifen schwarzen Perkal über das Papier. Dicht über diesem Stoffrande wird der Fächer mittelst einer durch die 7 Cent. tief gelegten Falten geleiteten Seiden-Schnur zusammen gehalten. Zum Anhängen des Fächers dienen drei Bandschlingen, welche auf der Rückseite der ersten, mittelfesten und letzten Falte angebracht sind. Ein bronziertes Palmenzweig, Farn und eine Sonnenblume nebst mächtiger, auch aus Tapeten gewonnener Schleife vollenden das Arrangement. E. F.



hierzu dienen drei Bandschlingen, welche auf der Rückseite der ersten, mittelfesten und letzten Falte angebracht sind. Ein bronziertes Palmenzweig, Farn und eine Sonnenblume nebst mächtiger, auch aus Tapeten gewonnener Schleife vollenden das Arrangement. E. F.

Gärtnerei

Nachdruck verboten.

Einige Winke über Blumenpflege im Winter. — Sehr oft höre ich schon die Klage: „Wie krank und traurig sehen meine Zimmerpflanzen aus und doch gebe ich mir so viel Mühe mit ihrer Pflege! Ich gieße regelmäßig alle Tage, aber trotzdem werden die Blätter gelb und fallen die Blüthen ab. Ich weiß nicht, woran es liegt; ich habe eben kein Glück mit Blumen.“ — Woran es liegt, gnädige Frau? Verzeihen Sie meine Offenheit, gerade an Ihrer gewiß sehr gut gemeinten, aber unrichtigen Behandlung, an der zu reichlichen Kost, die Sie ihren Pfleglingen im Winter zu Theil werden lassen. Die meisten Pflanzen verdienen dann der Ruhe und einer nur sehr geringen Ernährung. Anstatt die Pflanzen täglich zu bewässern, sollten Sie dies nur thun, wenn die Oberfläche des Erdballs vollständig trocken geworden ist. Wird derselbe immer feucht gehalten, so findet die Luft nicht genügenden Zutritt, die Erde versauert und die Pflanze erkrankt. Deshalb muß man dafür Sorge tragen, daß das Gießwasser schnell abziehe und die Erde recht locker sei. Dies wird dadurch bestört, daß man ihr eine Vermischung von kleinen Stückchen Ziegel- oder Kalksteinen giebt, welche außerdem den Pflanzen Nährstoffe zuführen. Auch ist es sehr vortheilhaft, wenn man von Zeit zu Zeit die Oberfläche mit einem kleinen, stumpfen Rummelholze oder Eisenbeinspaten auflockert, dabei die grünen Algen entfernt und die Erde mehr nach der Mitte zu anhäuft. Das Wasser fließt dann nach den Topfrändern hin und tränkt die dort befindlichen zarten Wurzelspitzen.

Eine kleine Gießkanne mit Kniebrause ist zum Begießen am geeignetesten. Die Temperatur des Wassers sollte stets der Wärme des Zimmers, in welchem die Pflanzen stehen, angemessen sein. Treibgewächse können sogar mit bis zu 24° R. erwärmtem Wasser begossen werden. Die Bewässerung darf nicht nach der Schablone geschehen, sondern muß sich nach dem Bedarf der Pflanzen, der ja ein sehr verschiedenartiger ist, richten. Erst wenn die dargebotene Nahrung verbraucht ist, giebt man wieder, dann aber reichlich, damit das Wasser zum Abzugsthole hinausläuft, läßt es aber nicht in dem Untersetzer stehen, sondern entfernt es nach etwa einer Stunde. Eine Ausnahme machen alle Sumpfpflanzen wie Galla, Papryrus u. a., die einen großen Wasserdemand haben, den man ihnen auch am besten durch die Untersätze zuführt. Bei denjenigen Gewächsen, welche einzeln, wie bei Galadeen, Glocynien, ebenso wie bei den meisten Gacten, stellt man das Gießen nach und nach vollständig ein. Oft werden die Zwischenräume bei einem Blumentische mit Moos ausgefüllt; das ist auch den Pflanzen infolge zuträglich, als große, plötzliche Schwankungen in der Wärme, wie sie in geheizten Räumen zweilen eintreten, dadurch gemildert werden; doch muß man dann doppelt vorsichtig beim Begießen sein, da das Moos die Feuchtigkeit hält, und damit warten, bis die Blätter ansfangen, schlaff zu werden.

Auch die große Wärme und Trockenheit der Zimmerschlaf ist ein Grund, weshalb viele Pflanzen in Wohnräumen fränkeln. Viele Gerätsche, z. B. die meisten immergrünen mit steifen, harten Blättern, vertragen die Ofenwärme überhaupt nicht und wollen im frostfreien Nebenzimmer überwintern werden. So lange milde Witterung und Sonnenchein es gestatten, suche man den Pflanzen möglichst viel frische Luft zuzuführen, die für ihr Gedröhnen eine wesentliche Lebensbedingung ist. Doch muß man Vorzorge treffen, daß sie nicht unmittelbar dem Zuge ausgesetzt werden, der ihnen wie den Menschen schädlich ist.

In den Wohnräumen hat man auch stets gegen den Staub, einen sehr lästigen und zudringlichen Feind, anzukämpfen; daß er die Schönheit und das elegante Aussehen der Pflanzen beeinträchtigt, ist noch kein geringster Fehler, aber er verstößt auch die Poren und erschwert dadurch das Atmen und Verdunsten. Es ist deshalb für die Gesundheit und das Gedröhnen der Pflanzen sehr wichtig, daß man die Blätter immer frei von Staub hält, besonders auch die Unterseite, wo sich die meisten Spaltöffnungen befinden. Doch es genügt nicht nur ein trockenes Abwischen, man muß auch oft eine größere Reinigung mit warmem Wasser vornehmen und sich dazu eines Löffchens oder weichen Schwammes, einer feinen Bürste oder eines Pinsels bedienen. Solche häufigen Waschungen sind zugleich das einfachste Mittel zur Fernhaltung oder zur Bekämpfung von Ungeziefer aller Art. Sehr wohlthätig und erfrischend wirkt auch ein womöglich tägliches Bepfrihen; durch den befaamten kleinen Berliner wird den Pflanzen das Wasser fast in nebelartiger Verflüchtigung zugeführt. Damen, denen das längere Hineinblasen lästig fällt, können den Gewächsen doch die Wohlthat des Bespritzens mühslos erweisen, wenn sie einen Thau-pender mit Gummischlauch und Ball zum Drücken benutzen. — Die Sauberkeit und Reinhalzung der Pflanzen muß sich auch auf die Töpfe erstreden, von denen man von Zeit zu Zeit die sich ansiedelnden Algen zu beseitigen hat, damit die Luft auch von dieser Seite aus ungehindert Zutritt finden kann.

Wahrlich nicht eine glückliche Hand ist zur Pflege der Pflanzen erforderlich, sondern Kenntniß ihrer Natur, eine aufmerksame Beobachtung und ein lieblicher Sinn, welcher danach strebt, den bescheidenen Bedürfnissen der Pflanzen Rechnung zu tragen und es ihnen auch unter der Unregelm. der Wohnräume im Winter behaglich zu machen. Wie willig und dankbar lohnen sie dann die auf sie verwendete Mühe und Sorgfalt! — A. R.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Gänseleber-Pastete. — Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir ein Rezept zu einer feinen, aber nicht zu schwierig zu bereitenden Gänseleber-Pastete mittheilen wollten.

Ruthalie v. B. in Köln.

Aufgerührter alter Schrift. — Giebt es ein Mittel, um verblichene alte Schrift wieder leserlich zu machen?

E. K. in Regensburg.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Schwarze Schleier (XVII, 24). — Folgendes Verfahren, schwarze Schleier aufzuhüten, kann ich aus mehrfacher Erfahrung bestens empfehlen. Ich löse etwas Duschengalle in warmem Wasser auf, drücke die Schleier leicht durch und spülle sie salt nach. Hierauf werden sie durch Gummitwasser gezogen, um sie steif zu machen; dann klipse ich sie zwischen den Händen halbdrohen und spanne sie mit Stahlnadeln zum völligen Austrocknen auf einem Plättbrett aus; denn das Bügeln erscheint mir nicht zweckmäßig, weil die Schleier dadurch an frischem Ansehen verlieren.

Elisabeth S. in M.

Kelleraffeln (XVII, 184). — Man zieht ein wenig Liquor in eine Weinflasche und schwimmt dieselbe hin und her, daß das Innere der Flasche damit überzogen ist. Dann legt man die Flasche so auf den Boden des Stellers, daß die Thierchen bequem hineinkriechen können. In kurzer Zeit wird die Flasche mit Aaseln gefüllt, welche so beläuft sind, daß sie nicht mehr im Stande sind, die Flasche zu verlassen.

Frau Dr. W. in B.

Auf-Liqueur (XVII, 120). — Da mein Mann gern zum Frühstück ein Gläschen Auf-Liqueur trinkt und stets behauptet, derselbe schmecke nicht nur gut, sondern sei auch bei allen Magenbeschwerden von ausgezeichnete Wirkung, lasse ich es mir nicht nehmen, alljährlich einige Flaschen Auf-Liqueur zu bereiten. Die Rüsse werden am besten von Johann, spätestens aber bis Anfang Juli gepflückt. Auf einen Liter guten Spiritus rede ich etwa 20 Rüsse; ich schneide dieelben in einige Scheiben, thue sie in eine Flasche mit weitem Halse, füge Gewürznelken und in Stückchen gebrochenen Zimmet hinzu und gieße den Spiritus darüber. Die festgeschlossene Flasche bleibt einige Wochen an einem warmen Orte, möglicherweise so beläuft sind, daß sie nicht mehr im Stande sind, die Sonne ausgesetzt, stehen, muß aber häufig umgeschüttelt und zuletzt geklärt werden. Zum Filtern kann man recht starles Tischtuch oder einen Filzbretzel oder Allespapier benutzen. Hierauf setze ich etwa 1/2 Kilo Zucker mit einem Liter Wasser (nach Geschmack mehr oder weniger) recht klar und gieße es zu dem Spiritus. Der erkalte und gut durchgerührte Liquor wird dann auf Flaschen gefüllt, die fest verlost und verriegelt werden: Er kann zwar gleich getrunken werden, gewinnt aber durch die Länge der Zeit sehr an Wohlgeschmack. Nach einem französischen Recept bereitet, schmeckt der Auf-Liqueur noch viel feiner und kräftiger, ist aber ungleich theurer. Da nehme ich statt des Spiritus guten Cognac, verzähne im Uebigen wie angegeben, sehe aber nach dem Klaren einige Stangen Sandelholz hinzu.

Frau Henriette an der Isar.

Obstessig (XVII, 120). — Es ist bekannt, daß die billigeren Essigsorten vielfach in einer für die Gesundheit höchst nachtheiligen Weise verschäfzt werden; ich ziehe es daher vor, den für unsere Wirthschaft erforderlichen Essig selbst anzusetzen, wozu es mir nie an Material fehlt, da unter Garten reich an Obstbäumen ist. Doch wende ich zur Herstellung des Essigs nur minderwertiges Frühobst an, — das bessere dient zur Bereitung von Wein, Badobst, Gelées, und selbst die Schalen des Obstes können dem zu diesem Zwecke angezählten Vorzah noch beigegeben werden. Nachdem die ganze Masse fein zerstampft oder zerrrieben ist, wird sie mit Zusatz von Wasser ausgepreßt. Der Saft muß in einem offenen Gefüge an einem warmen Orte 8 bis 10 Tage stehen bleiben und täglich umgerüttelt werden. Der sich bei der Gährung oben absegende Schaum wird von Zeit zu Zeit vorsichtig abgenommen. Hierauf gieße ich den klaren Most durch ein reines Tuch in ein Essigfäß und lasse ihn wieder an warmer Stelle stehen und abernals gären. Erst nach vollendetem Gährung bedecke ich das Spundloch mit einem Stück Leinwand; doch bleibt das Fäß noch längere Zeit liegen, ehe ich den Essig auf Flaschen fülle, der dann von angenehmer Säure, klar, wohlgeschmeidend und der Gesundheit zuträglich ist.

Frau Ida B. in B.



Zimmer-Gewächshauss.

Die Seitenwände von Glas, die Längswände des Daches aus dem gleichen Material, die Querwände aus gewelltem Blech mit ovalen Glaseinsätzen. Die unteren Längswände zum Ausziehen, um Luft-Zutritt und Reinigung zu ermöglichen.

Druck von Otto Tiller in Leipzig.